ENGELHORN'S allgemeine ROMAN-BIBLIOTHEK.

Die Heimkehr.

Von

Ossip Schubin.

Zweiter Band.

Engelhorns
Allgemeine
Romanbibliothek.

Eine Auswahl
der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis pro Band 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

Ueber „**Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek**“ schreibt der „Hamburgische Korrespondent“:

Dreizehn Jahrgänge hat nun das Unternehmen aufzuweisen, das bei seinem ersten Erscheinen fast überall mit freudigem Erstaunen zwar, aber auch mit starken Zweifeln aufgenommen worden ist. Eine Auswahl der besten Romane aller Völker versprach der Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart zu bringen, alle 14 Tage sollte ein Band von 10 Bogen kommen, und der Preis für das broschierte Exemplar sollte 50 Pf., für das dauerhaft und hübsch gebundene 75 Pf. sein. Das ließ man sich natürlich gern gefallen. So billig waren gute Romane, deutsche Originale und vortreffliche Uebersetzungen, in gediegener Ausstattung noch niemals erschienen. Aber würde der Versuch auch glücken? Würden sich Käufer in genügender Menge einfinden, um das Wagnis vor den Klippen des Mißerfolgs zu schützen, an denen frühere Unternehmungen ähnlicher Tendenz sogar mit doppelt so hohen Preisen gescheitert waren? Nun, die Antwort ist da, sie ist in den 13 Jahrgängen mit den rund 340 Bänden enthalten. Ueberall sieht man die roten Engelhorn-Bände; der Reisende, der sich über eine lange und langweilige Bahnfahrt hinweglesen will, greift nach ihnen, in den Sommerfrischen der Alpen wie am Seestrande sieht man den roten Umschlag leuchten, und was mehr wert ist, in Hunderten und Tausenden von Familien kehren die Bände ein als regelmäßige, stets mit Freude begrüßte Gäste. Sie danken diesen großen Erfolg, der von Jahr zu Jahr wächst, ebenso der erstaunlichen Billigkeit und der vorzüglichen Ausstattung in Papier und Druck als der sorgsamen Auswahl und dem sicheren Geschmack, der sich in der Zusammenstellung der Serien zeigt. Wir finden neben den bedeutendsten deutschen Schriftstellern und Dichtern — es seien nur Paul Heyse, Spielhagen, Hans Hopfen, Paul Lindau, Adolf Wilbrandt, Rich. Voß, Ernst v. Wolzogen genannt — die beliebtesten Erzähler des Auslandes, vor allem Engländer und Franzosen, dann die Skandinavier, Italiener, Spanier, Polen, Russen, Ungarn etc.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3. Conway, Aus Nacht zum Licht.
4. Praed, Zéro.
5. 6. Gréville, Wassilissa.
7. Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah.
10. Braddon, Unter der roten Fahne.
11. Halévy, Abbé Constantin.
12. Verga, Ihr Gatte.
13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15. Theuriet, Gérards Heirat.
16. Gréville, Dosia.
17. Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19. Norris, Eheglück.
20. Kielland, Schiffer Worse.
21. Colombi, Ein Ideal.
22. Conway, Dunkle Tage.
23. Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Steinbruch.
3. Lindau, Helene Jung.
4. Bret Harte, Maruja.
5. Die Sozialisten.
6. Halévy, Criquette.
7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10. Farjeon, Zu fein gesponnen.
11. Kielland, Gift.
12. — Fortuna.
13. 14. Ohnet, Lise Fleuron.
15. Farina, Aus des Meeres Schaum.
16. Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville.
19. Feuillet, Die Verstorbene.
20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind.
23. v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24. Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band
1. 2. Pemin, Die Versaillerin.
3. Braddon, In Acht und Bann.
4. Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet.
7. About, Pariser Ehen.
8. Marryat, Hanna Warners Herz.
9. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11. Gréville, Savelis Büßung.
12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14. Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15. 16. Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17. Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18. Reade, Ein einfach Herz.
19. 20. Malot, Baccarat.
21. Norris, Mein Freund Jim.
22. Sienkiewicz, Hanna.
23. de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25. Conway, Lebend oder tot.
26. de Bonnières, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band
1. 2. Haggard, Eine neue Judith.
3. Ohnet, Schwarz und Rosig.
4. Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6. Pemin, Jahre des Gärens.
7. Lafontaine, Gute Kameraden.
8. Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10. Malot, Zita.
11. Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12. Voß, Kinder des Südens.
13. 14. Fogazzaro, Daniele Cortis.
15. Farjeon, Die Herz-Neune.
16. 17. Ohnet, Sie will.
18. v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19. Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
20–22. Daudet, Der Nabob.
23. Burnett, Der kleine Lord.
24. Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26. Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band

1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß.
3. Daudet, Der Unsterbliche.
4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
5. 6. Memini, Marchesa d'Arcello.
7. Was der heilige Joseph vermag.
8. v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen.
9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel.
11. Kielland, Schnee.
12. Claretie, Jean Mornas.
13. 14. Wood, Auf der Fährte.
15. v. Roberts, Satisfaktion.
16. Gravière, Die Scheinheilige.
17. 18. Ohnet, Doktor Rameau.
19. Peschkau, Frau Regine.
20. de Maupassant, Zwei Brüder.
21. 22. Farina, Mein Sohn.
23. Gréville, Dosias Tochter.
24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
25. 26. Daudet, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band

1. 2. v. Wolzogen, Die tolle Komteß.
3. de Tinseau, Eine Sirene.
4. Philips, Jack und seine drei Flammen.
5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
8. Conway, Wunderbare Gaben.
9. 10. Ohnet, Letzte Liebe.
11. Voß, Die Sabinerin.
12. Memini, Mia.
13. 14. Croker, Diana Barrington.
15. v. Heigel, Der reine Thor.
16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
19. Philips, Die verhängnisvolle Phryne.
20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
22. Serao, Achtung Schildwache.
23. Rabusson, Salonidylle.
24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band

1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
3. Ohnet, Die Seele Pierres.
4. Theuriet, Zum Kinderparadies.
5. 6. Aïdé, Imogen.
7. Daudet, Port Tarascon.
8. Hope, Ein Mann von Bedeutung.
9. 10. Galitzin, Ohne Liebe.
11. Norris, Die Erbin.
12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
16. 17. Haggard, Oberst Quaritch.
18. Peschkau, Noras Roman.
19. de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten.
20. 21. de Tinseau, Versiegelte Lippen.
22. Jeffery, Aus den Papieren eines Wanderers.
23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
24. 25. Delpit, Wie's im Leben geht.
26. de Renzis, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band

1. 2. Croker, Irgend ein Anderer.
3. Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge.
4. Feuillet, Künstlerehre.
5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
7. Norris, Die geprellten Verschwörer.
8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
9. 10. Remin, Ein Genie der That.
11. Poradowska, Mischa.
12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
14. Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe.
15. Mairet, Eine Künstlerin.
16. 17. Gunter, Miß Niemand.
18. Heyse, Das Marienkind.
19. Villinger, Schwarzwaldgeschichten.
20–22. Daudet, Jack.
23. Der schwarze Koffer.
24. Mairet, Der Affenmaler.
25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierzehnter Jahrgang. Band 8.

Die Heimkehr.

Roman in zwei Bänden

von

Ossip Schubin.

La morale n'est qu'une partie de
l'ésthétique mais sa condition foncière.
G. Flaubert.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1897.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Zweites Buch.

(Fortsetzung.)

Dreißigstes Kapitel.

Ein heller Frühlingstag — Ende April. Die Sonne brennt heiß zwischen zwei bleigrauen Wolken heraus und lockt laue Dünste aus dem vom letzten Regenschauer feuchten Asphalt.

„Wohin des Weges?" ruft Herr Braun jovial einem jungen Mädchen zu, das, ein Bündel Pinsel unter dem Arme, knapp vor ihm über das Trottoir des Boulevard Raspaïl schreitet.

Auf die Worte Herrn Brauns hin wendet die Angerufene sich um — es ist Gertrud von Glimm.

„In die Crêmerie Morel," gibt sie dem Journalisten zur Antwort, indem sie ihm die Hand reicht.

„Ah, da streben wir ja demselben Ziel entgegen!" erwidert er und schließt sich ihr ohne weiteres an.

Er trägt einen sehr verschossenen, dunkelgrauen Anzug, der auf der Brust mit einem Rotweinfleck beklext ist, sie ein braunes Wollkleid mit einem durchgestoßenen Saum und einen kleinen Matrosenhut.

Wenn sie vor drei Jahren, das heißt gleich nach ihrem Auftauchen im Chimäristenviertel, neben ihm auf der Straße gesehen worden wäre, hätte der Abstand zwischen den beiden die Vorübergehenden sonderbar berührt.

Jetzt gibt es keinen Abstand mehr zwischen ihnen — ein armer Schriftsteller — eine arme Malerin — gute Kameraden, die denselben Weg zu ziehen haben — was weiter? . . .

Die Crêmerie, nach welcher sie sich begeben, befindet sich an der Ecke des Boulevard Raspaïl, ein kleiner Milchladen mit einem großen, kleinscheibigen Fenster in braunroter Holzverkleidung, vor dem Fenster auf dem Asphalt graue Milchkannen mit messingenen Etiketten, hinter dem Fenster Stöße von Tellern aus dickem, weißem Steingut, eiserne Bestecke mit schwarzen Holzgriffen, ein paar Glasgefäße mit saueren Gurken und eingelegten Paradiesäpfeln, eine Schüssel mit Salat aus blauroten Rübenscheiben und eine zweite mit schwarzen Pflaumen — dazwischen eine halb zerschlagene, blaue Delftvase, aus der ein Strauß gelber Jonquillen herausblüht, und sehr viele verschiedene Arten von Käse.

In der Crêmerie befindet sich auf der einen Seite der zinkbedeckte Zahltisch, an der gegenüberliegenden Wandfläche hängt ein stark nachgedunkeltes Frauenporträt in spanischer Hoftracht, welches für einen van Dyck gilt und dem kleinen Raume ein künstlerisches Gepräge verleihen soll, und unter dem Bilde sitzen an zwei Tischen sechs Damen; gute Bekannte Gertruds, strecken sie ihr die Hände entgegen. Alle sechs tragen Pulswärmer, und alle sehen genau so abgerissen und schlecht gebürstet aus wie Gertrud — das heißt wie Mädchen, die jeder persönlichen Bedienung entwöhnt sind. Fünf von ihnen tragen dieselbe Art Matrosenhut, nur die sechste — Fräulein Lindner — ist geschmückt mit einem merkwürdigen, weitläufigen, zimtfarbigen Kopfputz, auf dem allerhand Federn einander melancholisch zunicken, als ob sie, eine Gesellschaft gefallener Größen, die bessere Tage gekannt, ganz erstaunt und etwas gerührt davon wären, sich am Schluß einer langen, anstrengenden und wechselvollen Laufbahn an dieser Stelle wieder einmal vereinigt zu finden.

Boschka Dolezal pflegt zu behaupten, der Hut ihrer Freundin Helene Lindner käme ihr vor wie ein Märchen von Andersen — jeder einzelne Bestandteil habe seine eigene Biographie; Fräulein Lindner hat ihren zimtfarbenen Hut wie ihren gleichfalls zimtfarbenen Dolman im Temple gekauft — Hut und Mantel, beide zusammen um fünfundvierzig Franken. Sie soll in ihrer ersten Jugend hübsch gewesen und gefeiert worden sein und hält infolgedessen auf Toilette. Sie hat ein verblühtes Madonnengesicht,

trägt Scheitel und macht in Wohlwollen und Sentimentalität. Ihr ganzes Wesen dampft förmlich von Idealismus, jenem sterilen, schwunglosen Idealismus, der, wenn er kann, aus der Ironie den Stachel samt dem Witz herausreißt, andrerseits nicht ungern der Begeisterung hemmend in die Flügel greift, und der den gesponnenen Zucker seiner süßlichen Weltanschauungen mit ruchloser Unparteilichkeit gleichermaßen über Ananaskompott und Schweinebraten hinzieht. — Sie ist die einzige unter den Anwesenden, welche sich bereits recht anständig ihren Unterhalt verdient, und die einzige, welche nicht malt. — Ehemals Schülerin von Liszt — ist sie jetzt Klavierlehrerin und die Bemitteltste unter den Anwesenden — daher Dolman und Federhut. Zur Vervollständigung der Charakteristik ihrer äußeren Erscheinung sei hier noch erwähnt, daß sie ebenso wie ihre fünf Genossinnen sich durch eine malerische Lockerheit der Gewandung um den Hals herum auszeichnet. Keine der sechs Künstlerinnen in der Crêmerie Morel fügt sich dem Zwange eines Stehkragens. Uebrigens haben die sechs Damen außer ihrer gemeinschaftlichen Antipathie gegen Stehkragen noch mehrere gemeinschaftliche Eigenschaften. Sie sind alle vergnügt und alle mit einer Neigung behaftet, jede kleine Sache zu einem wichtigen Ereignis aufzubauschen, sie größer zu sehen als sie ist. Das Leben kommt ihnen dadurch interessant vor. Und das ist ein Vorteil.

Bei Gertruds Eintritt sind die sechs gerade damit beschäftigt, unter viel Gelächter darüber abzustimmen, welche von ihnen sich an der Bestellung eines Fromage à la crême beteiligen will. Der Fromage à la crême zeigt sich als erschwinglich, weil mehrere von ihnen seit vielen Tagen auf Servietten verzichtet haben, die in dieser Crêmerie extra bezahlt werden müssen.

Braun zieht sich nach einer formalen Begrüßung hinter eine Glaswand zurück, die das Lokal in zwei Räume abteilt; Gertrud setzt sich zu den Damen.

Man hält in dieser Crêmerie auf Moral und infolgedessen auch auf strenge Trennung der Geschlechter — was am Boulevard Raspaïl offenbar als die einzig wirksame Art erscheint, die Moral zu befestigen.

„Es ist ein himmlisch schöner Tag," lispelt die Lindner Gertrud zu. „Finden Sie nicht?"

„Ja, sehr schön," wiederholt Gertrud, die sich indessen ein Beefsteak bestellt.

„Ach, Lindner, man soll den Tag nicht vor dem Abend loben; ich glaube, wir bekommen auch noch ein furchtbares Gewitter — aber jedenfalls nähern wir uns der schönen Jahreszeit," sagte die Freundin der Pianistin, eine Schweizerin, eine gutmütige, dicke Person mit schönem, blondem Haar, das sie weder die Geduld hat, ordentlich zu pflegen, noch das Herz, abzuschneiden. — „Brr!" sie reibt sich die Hände — „wenn ich der Wintermonate gedenke, wo die Thüre nach der Straße zu immer geschlossen bleiben mußte, und der Boden dieses Lokals voll nassen Strohs und die Luft voll Kohlendunst und Ruß war! . . ."

„Ich erinnere mich stets nur der guten Stunden in meinem Leben, Müller," erklärte die Lindner.

„Hören Sie, Lindner," entgegnet ihr die Schweizerin — diese Damen nennen einander beim Familiennamen wie die Männer — „hören Sie, Lindner, das ist eine Ungerechtigkeit, die Sie damit an den guten Stunden begehen. Solange die schlechten Stunden dauern, schneide ich keine Gesichter, wenn aber die guten gekommen sind, so erinnere ich mich der schlechten, um die guten doppelt zu genießen. — A propos, Glimm," sich an Gertrud wendend — „haben Sie bereits das ‚Assommoir' von Zola gelesen? — Dann geben Sie es mir zurück — die Payne möchte sich gerne hinein vertiefen."

„Ich liebe Zola nicht," seufzt die Lindner; „ich liebe es nicht, wenn man sich solange bei den Schattenseiten des Lebens aufhält — das verleidet mir auch Lozonczyis Malerei."

„Zola und Lozonczyi! — Die Zusammenstellung ist großartig!" lacht die Schweizerin. „Zola und Lozonczyi! — Es gibt kaum zwei verschiedenere Künstler. Nur in einem begegnen sie sich, daß sie nämlich beide große Romantiker sind!"

„Wissen Sie bereits, daß Fanny Isolany ihm zu seinem neuen Bilde steht?" wendet sich die Lindner an Gertrud.

„Nein, ich wußte es nicht," erwidert diese rasch und etwas verdrießlich, von ihrem Teller aufsehend.

„Ich begreife, daß sie ihn begeistert," erklärt Fräulein

Lindner sententiös, „aber ich wundere mich eigentlich, daß sie sich entschlossen hat, ihm zu stehen.“

„Lindner! Lindner!“ — die dicke Schweizerin droht ihr mit dem Finger — „thun Sie nur nicht so, als ob wir nicht alle vor Stolz bersten möchten, wenn er uns aufforderte, für ihn zu stehen! Lozonczyi ist für uns genau, was für Sie ihrer Zeit Franz Liszt war. Und ich frage Sie, was Sie Franz Liszt verweigert hätten!“

Fräulein Lindner schlägt bedeutungsvoll die Augen nieder, fächelt sich mit ihrem Taschentuch und sagt: „Franz Liszt war für uns ein König, ein Gott! Der machte allerdings mit uns, was er wollte.“

„Ganz wie Lozonczyi mit unsereinem,“ erklärte die dicke Müller; „ich bin in der Lage, die Sache objektiv zu betrachten, mich wird er nicht auffordern, ihm eine Grazie zu stehen. Aber ich sage offen, daß es mir schmeicheln würde!“ Ein übermütiges Gelächter beantwortet diese bedächtig und kaltblütig geäußerte Bemerkung.

„Nun, mir möchte es auch schmeicheln, wenn er mich auffordern würde, ihm zu posieren,“ erklärt nachdenklich eine kleine, flachbrüstige, noch sehr prüde Schottin, Miß Effie Mackintosch; „es kommt nur darauf an, für was.“

„Ganz recht!“ entgegnet die Schweizerin, „es kommt nur darauf an, für was!“

Ein zweites Gelächter ertönt, und diesmal ist die Heiterkeit der Damen so unbändig, daß Braun, sowie St. Prix aus der Glasthür heraustreten, hinter welcher sie gemeinschaftlich gefrühstückt haben, und fragen, was es gibt.

Eine ausführliche Erklärung folgt, dann schließt sich das männliche Gelächter dem weiblichen an, und endlich sagt Braun: „Na, Fanny Isolany würde vielleicht auch nach dieser Richtung hin keine Bedenken zeigen,“ worauf St. Prix, welcher in sie verliebt ist, ihm nachdenklich entgegnet: „Sie geht sehr weit, die Isolany, aber sie macht alles, was sie macht, mit einer solchen Furchtlosigkeit und Grazie, daß es ihr gut steht. Es gibt große, furchtlose, weibliche Naturen — Naturen, die aus Blitz und Sonnenstrahlen zusammengewoben erscheinen, und in denen eine solche Fülle von Leben vibriert, daß sie alles thun dürfen, was ihnen durch den Sinn fährt, was der Impuls von ihnen verlangt, ohne daß sich die Reue je an sie heran-

wagt. Gott selbst hat ihnen nichts vorgeschrieben, er fühlt sie als seinesgleichen und sagt: „Thue du, was dir gefällt — ich hindere dich an nichts, ich freue mich an dir!“

St. Prix, welcher diese ganze Rede im fein nüancierten Tone eines Schauspielers des Théâtre français vorgetragen hat, biegt, die Augen schließend, sein Haupt zurück und streckt die Arme in die Höhe. Diese Apotheose Fanny Isolanys ist seinem letzten Roman entlehnt, den er ebenso wie die vorhergehenden nicht anbringen kann.

„Und eines dieser weiblichen Vitalitätsgenies soll die Fanny Isolany sein?“ fragte Braun.

„Ich stell' sie sehr hoch,“ predigt St. Prix, „ich glaube, es fehlen ihr nur die äußeren Umstände dazu, sich zu einer Kleopatra oder Katharina von Rußland zu entwickeln!“

„Die einzige Entschuldigung für den Schwulst, welchen Sie uns da vorschwabbeln, ist, daß Sie kein Wort deutsch verstehen, mein Lieber,“ erklärte ihm Braun, „und daß Fanny Isolany sehr schlecht französisch spricht und Sie infolgedessen ihre geistigen Fähigkeiten nicht beurteilen können. Arme, kleine Fanny! ... Kleopatra! ... Katharina! ... Die ist höchstens eine Carmen. Uebrigens ist das schon sehr viel, und es hat etwas Pikantes, eine Wiener Hofratstochter, in die sich die Natur einer spanischen Gitana hinein verirrt hat. Hübsch ist der Racker, ich kann es Lozonczyi nicht verargen, daß sie ihm gefällt!“

Die Damen erheben sich, um neu eintretenden Frühstücksgästen Platz zu machen.

Fräulein Müller sammelt Stimmen für eine Landpartie nach Meudon — „es wäre doch zu schade, das schöne Wetter nicht zu genießen!“ meinte sie.

Die andern Damen geben ihr recht, auch die Lindner erklärt ihre Bereitwilligkeit, die Malerinnen nach Meudon zu begleiten. Nur Gertrud schließt sich von dem Unternehmen aus. Die Stirne runzelnd, geht sie ihrer Wege.

„Was hat sie nur?“ fragte die Lindner, ihr nachsehend.

„Sie ist eifersüchtig auf die Isolany,“ sagt achselzuckend die Schweizerin.

„Nun, mit der kann sie freilich nicht konkurrieren!“ bemerkte St. Prix, „besonders nicht in der Gunst ihres angebeteten Meisters Lozonczyi!“

„Lassen Sie das gut sein," entgegnet ihm Braun, „eine bildschöne Person ist sie noch immer, aber sie hat sich sehr verändert, sehr!"

Einunddreißigstes Kapitel.

Ja, sie hatte sich sehr verändert! Arme Gertrud! Die Kluft zwischen ihrem ehemaligen und ihrem jetzigen Leben war sehr breit geworden, so breit, daß die Flügel der Erinnerung nicht mehr die Kraft hatten, sie hinüberzutragen. Die Zeit in Cayeux war weit, und das Leben am Boulevard Malesherbes war weit, und erst Lindenheim — weit, weit! Wie viele Jahre zwischen ihrem „Sonst" und ihrem „Jetzt" lagen, hätte sie kaum anzugeben gewußt. Anfangs hatte sie sich bemüht, zu vergessen — jetzt war ihr das Vergessen zur Gewohnheit geworden. Dämmerung hatte sich über ihre Vergangenheit gebreitet.

Das alte Leben war tot, aber auch die alte Gertrud existierte nicht mehr — sie hatte sich nicht nur verändert, sie hatte sich verwandelt! Eine ganz neue Gertrud war an ihre Stelle getreten — eine Gertrud, die ruhig und ohne Widerwillen mit einer Klasse von Menschen verkehrte, bei denen das Mitleid und die Gewohnheit alle sittlichen Unterschiede verwischt hatten — eine Gertrud, die gegen diese chaotische Sittendämmerung nicht mehr protestierte, und nicht das Bedürfnis fühlte, darin Licht zu verbreiten.

Was sie sonst als Fundamentalgrundsätze weiblicher Sittlichkeit erachtet hatte, waren für sie nur noch soziale Gewohnheiten. Im Grunde war sie noch gerade so rein wie früher, aber es war nur eine materielle Reinheit mehr, keine innerlich seelische. Das heilig Geheimnisvolle, aus schöner Unkenntnis, keuscher Scheu, hilfloser Zartheit und herbem Seelenstolz verwobene Etwas, das um die Frau einen bannenden Zauber webt, den kein Mann zu durchbrechen wagt, war verschwunden — die Schranke, die ihre Erziehung zwischen ihr und männlicher Zudringlichkeit aufgerichtet hatte, existierte wohl noch immer, doch war sie unglaublich schwach geworden — Gertrud wußte selber nicht,

wie schwach sie geworden — und die Schranke zwischen ihr und der männlichen Rücksichtslosigkeit war längst gefallen.

Der Unterschied zwischen dem Empfinden, welches man ihr jetzt entgegenbrachte, und dem, das man ihr früher entgegenzubringen pflegte, war derselbe wie der, den man einer geweihten und einer säkularisierten Kirche entgegenbringt. Selbst ein Ungläubiger wird in einer geweihten Kirche von einem Gefühle bangsamer Ehrfurcht veranlaßt, seine Stimme und seine Ausdrucksweise zu dämpfen, während in einer, die zu einem nüchternen Wohnraume umgestempelt worden ist, sich der Gläubigste nicht scheut, zu sagen, was ihm durch den Kopf fährt. Nur manches Mal umschauert's ihn noch wie eine plötzliche Gespensterfurcht, wie eine undeutliche Trauer um etwas Schönes, Heiliges, das verschwunden ist.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Eine Atmosphäre allgemeiner Lockerung der Disciplin, eine Atmosphäre gemächlich genossener Trägheit, wie sie gewöhnlich auf die übermäßigen Strapazen folgt, welche der Beschickung des Salons vorangehen, umschwebt den Tempel der großen Chimäre. Der Salon ist längst beschickt — auch die Zeit erwartungsvoll fiebernden Zweifels vor dem Urteilsspruch der Jury ist vorbei.

In dem kleinen Hofe stehen ein paar junge Maler, plaudernd und lachend. Niemand scheint an die Arbeit zu denken, niemand an Gertrud, die mit ihrem Malgerät eine an Hühnersteigen erinnernde Freitreppe hinaufschreitet, über der sich, an Drahtfäden gezogen, eine grüne Laube von noch kärglich und zart belaubten wilden Weinranken wölbt. Die Treppe führt in einen großen, grauen, staubigen Raum, in dem sich drei oder vier Reihen von Stühlen und Bänken amphitheatralisch um einen Modelltisch gruppieren. Ueber den Bänken hängen unter sehr großen Reflektoren Lampen von der Decke herab. Dieses Atelier wird im Winter zum Nachtzeichnen benützt.

Alles, was sich darin befindet, ist von nicht zu beschreibender Verstaubtheit, die Wände überall mit Oelfarbenflecken beklext, dazwischen hängt irgend ein Gipsabguß oder eine von eingetrockneten Farben schwere Palette.

In einer Ecke befindet sich ein Pianino, und neben dem Pianino Signor Hudry Menos, in ungestärktem Hemde, schlottrigem Anzuge und weichem, schwarzem Filzhut, sehr damit beschäftigt, das Modell für die neue Pose herzurichten. Dieses Modell — es heißt Alhambra, welchen Namen es sich selbst, weiß der Himmel warum, gewählt hat — ist ein etwa fünfzehnjähriges Ding mit üppigem, rotem Haar, bleichem, stumpfnäsigem, mit Sommersprossen besätem Gesicht und einem schlanken, halbreifen Körper.

Gewisse Aengstlichkeiten und Verlegenheiten in den Bewegungen der Kleinen deuten darauf hin, daß ihr Gewerbe ihr neu und peinlich ist. Sie flößt Mitleid ein. Zitternd und ungeschickt steht sie da in einem weißen Gazehemd und himmelblauen, türkischen Bauschhosen. Hudry Menos schlingt eine vielfache Kette von Zechinen um ihren weißen Hals, fährt ihr mit seiner kurzen, behaarten, roten Tatze in das volle Haar, um es recht zu zerzausen, worauf Alhambra mit der ängstlichen Bereitwilligkeit eines verprügelten Aeffchens, das im Zirkus seine Kunststückchen produziert, den Modelltisch besteigt und sich auf einem für sie vorbereiteten Sitz niederläßt. Hudry Menos legt ihr einen großen, vergoldeten Teller und einen Handschar auf die Kniee. Sie soll eine Salome darstellen. Gertrud ist vorläufig die einzige, welche sich im Atelier zur Kostümpose eingefunden hat. Anfangs zeichnet sie sehr emsig. Plötzlich wendet sie den Kopf. Von unten tönt eine gutmütige, immer zwischen zwei Registern herumjodelnde Stimme hinauf — die Stimme Fanny Isolanys. Sie macht sich, wie gewöhnlich, populär bei den Modellen und schäkert mit den Malern. Nach einer Weile erscheint sie, und zwar in Begleitung einer sehr blonden Schwedin, die kein Korsett und keine Handschuhe trägt, und von der man nicht genau weiß, ob sie unter ihrem Regenmantel ein Kleid an hat. Dann gesellen sich noch zwei Russinnen hinzu. Im übrigen bleiben die Bänke leer. Der Frühling hat fast alles, was gehen kann, hinausgelockt. An denen, welche seiner Einladung nicht gefolgt sind, rächt er sich, indem er ihnen die Glieder und

das Herz schwer macht und tausend verwirrende Vorstellungen von unerreichbaren oder längst verlorenen Dingen in ihren Seelen weckt.

Abgemattet und melancholisch sitzen die Malerinnen vor ihren Staffeleien, ohne mit der Arbeit vorwärts zu kommen.

Einer der Maler schickt ihnen ein paar Gläser kaltes Bier. Er hat einen Preis bekommen für gutes Zeichnen, und dem Brauche gemäß zeigt er sich bei diesem Anlaß großmütig gegen seine Kolleginnen. Gierig setzen die Malerinnen ihre heißen Lippen an die kalten Gläser — Gertrud wie die andern.

Sobald sie das Bier ausgetrunken hat, stellt Fanny Isolany ihr Glas weg, nimmt den Pinsel noch einmal auf, macht zwei Striche an der himmelblauen Atlashose der Salome, legt ihn nieder und seufzt. Gertrud kann heute kaum die Augen von ihr wegwenden. „Was fesselt ihn denn eigentlich an sie?“ fragt sie sich.

Eine Schönheit ist sie, die Wienerin, das läßt sich nicht leugnen, und dabei jung ... jung ... noch keine Falte in ihrem Gesicht — die Haut weiß, ungewöhnlich glatt, die Augen sehr eigentümlich, blau und von breiten, braunen Schatten eingefaßt, die Lippen stark und dunkelrot, nicht sehr gut geformt, aber ausdrucksvoll, das Näschen etwas gebogen.

„Hm! hübsch ist sie,“ gesteht Gertrud sich zu; dann, in ihren Grübeleien fortfahrend, sagt sie sich: „Ich war zehnmal schöner als sie. Das bißchen Schönheit kann's nicht sein. Was also fesselt Lozonczyi an sie? ...“

Plötzlich erhebt Fanny Isolany ihre Stimme: „Wißt ihr, was mir der Mathews unten g'sagt hat?“ bemerkte sie.

„Na, was hat er dir gesagt?“ fragte in unbeholfenem Deutsch die Schwedin. Fanny ist mit dem halben Atelier auf „du und du“ und trotz ihrer angezweifelten Sitten sehr beliebt.

„Na, daß ein Bild von irgend einem Maler, Millet heißt er, glaub' ich, kürzlich um fünfhunderttausend Franken verkauft worden ist. Ist's zu glauben? Es soll in der Zeitung g'standen haben.“

„Darum, weil's in der Zeitung gestanden hat, muß es noch nicht wahr sein,“ entgegnete die Schwedin.

„Aber es ist wahr,“ fällt hier eine der Russinnen ein, „mein Onkel hat mir's gesagt.“ Diese Russin sieht gerade so schlecht gebürstet aus wie die andern Malerinnen, und wohnt in einer Mansarde irgendwo in der Nähe des Invalidendomes, aber sie hat einen Onkel bei der Botschaft, und der ist eine unanzweifelbare Autorität.“

„Wann unsereins so 'was z'am brächt!“ seufzte die Isolany.

„Was?“

„Na, a Bild zu verkaufen um fünfhunderttausend Franken. Gott! wär' das schön!“

„Freilich!“ meint die Schwedin und leckt sich die Lippen. „Sag, Isolany, was schenkst du uns, wenn du einmal ein Bild um fünfhunderttausend Franken verkaufst?“

„Ich?“ — Fanny Isolany faltet ihre weißen Hände hinter dem Genick und biegt ihren vollen Oberkörper weit zurück. „Ich?“ wiederholt sie noch einmal und lacht gutmütig, wobei sie zwei Reihen blendend weißer Zähne zwischen ihren vollen, sinnlichen Lippen zeigt. Dann in ihrem phlegmatisch singenden wienerischen Idiom sagt sie: „Bis i a mol zu aner halben Million Franken komm', da schenk' i euch nix. Wann i a halbe Million hab', heirat' i und lad' euch meinetwegen alle auf mei Hochzeit.“

„So — so, Abtrünnige! Also heiraten willst du?“ schreien die Russinnen.

„Aber natürli!“ entgegnet sie kaltblütig — „und ihr vielleicht nöd? Wann ihr nur könntet! Wir thun ja alle nur Farben verderben aus Desperation — alle, wie wir da sind!“

„Sie ist heute weltschmerzlich aufgelegt, die Fanny,“ lachen die Kolleginnen.

„Bitt' euch, i bin g'sinnt wie eine, die weiß, daß sie mit ihrer Malerei ebenso wenig was aufstecken wird, als sie mit ihrer Singerei was aufg'steckt hat. Was bin i denn für a Künstlerin — i —? A hübsches Mädel bin i — und wann das a mol aus is — kopfüber in die Seine — i stell' mir's lebhaft vor, wie i ausseh'n werd' in der Morgue. Du mei Herr Jesus! — Habt's no a Tropfen Bier?“

Es ist keins mehr da. Die Wienerin packt ihre Pinsel zusammen und entfernt sich.

„Komisches Geschöpf,“ sagte die Schwedin.

„Elle est charmante,“ versicherte eine der Russinnen — die zweite. Sie hat keinen Onkel bei der Botschaft, aber ihre Mutter war eine Fürstin.

„Ich finde sie abstoßend gemein,“ erwidert Gertrud ärgerlich.

Kurze Zeit darauf tritt Lozonczyi ein. Kaum daß er die Malerinnen begrüßt hat, fragt er: „War die Isolany nicht hier?“

„Ja, sie ist soeben fort,“ erwidert ihm die Schwedin.

„Zu dumm!“ ruft er ärgerlich, mit den Fingern schnalzend, „zu dumm! — Ich hatte ihr etwas zu sagen. Guten Tag, meine Damen!“ Damit will er sich entfernen. Die Russin mit dem Botschaftsonkel ruft ihn zurück. „Wollen Sie sich unser denn durchaus nicht erbarmen, Meister?“ sagt sie vorwurfsvoll — „wir verdienen ein Prämium für unsern Fleiß.“

Er wendet sich um, lächelt etwas verlegen, tritt dann bereitwillig und, wie er versichert, mit dem größten Vergnügen an die Staffeleien sowohl der beiden Russinnen als der Schwedin heran, spricht ausführlich über ihre Leistungen und malt jeder etwas in ihre Studie hinein. Gertrud blickt er nur flüchtig über die Schulter, sagt: „nicht übel“ und will forteilen. Schon seit längerer Zeit zeigt er Gertrud eine gewisse Gereiztheit, obzwar sie sich jetzt in Freundlichkeiten ihm gegenüber geradezu überbietet.

Als er von ihr forteilen will, hält sie ihn am Aermel fest: „Warum behandeln Sie mich so schlecht?“ sagt sie, nicht ohne Koketterie zu ihm aufsehend.

„Ich wüßte nicht, daß ich Sie schlecht behandelte,“ erwidert er.

„Das wissen Sie nicht einmal,“ meint Gertrud mit einem gezwungenen Lachen.

„Nun, ich behandle Sie doch genau wie alle andern,“ entgegnete er ihr hierauf, zugleich verlegen und schroff.

„Sonst behandelten Sie mich eben anders.“ Sie wirft den Kopf zurück, die Koketterie in ihrem Blick verrät sich deutlicher und in ihrem Lächeln liegt fast eine Herausforderung. Er sieht sie prüfend aus zwinkernden Augen an, worauf sie sofort ihre Sicherheit verliert, heftig errötet und sehr schüchtern wird.

„Verzeihen Sie die dummen Worte,“ murmelt sie;

„ich weiß es ja, daß ich auf eine persönliche Bevorzugung keinerlei Ansprüche erheben kann."

Jetzt sieht er ihr voll in die Augen. „So, wissen Sie das wirklich?" fragt er scharf.

„Natürlich!" stottert sie, immer unsicherer werdend — „ich meinte nur ... Sie wissen, wie außerordentlich wichtig mir Ihre Ratschläge sind für meine Kunst — und letzterer Zeit waren Sie damit sehr karg."

„Ach so ... also nur um meine Ratschläge für Ihre Kunst handelt es sich," wirft er etwas spöttisch vor sich hin.

„Nun ja ... Sie begreifen ..." Sie ist jetzt ganz verwirrt, sie hat das Gefühl eines Menschen, der zu schwimmen versucht, ohne es recht zu können, und der plötzlich den Boden unter seinen Füßen verloren hat. Eine gräßliche Beklemmung schnürt ihr die Brust zusammen und benimmt ihr den Atem. Sie empfindet die Nähe einer Gefahr, die sie unvorsichtig selber heraufbeschworen hat, und tritt einen etwas überhasteten Rückzug an.

„Ich wollte nur sagen, daß Sie ... daß Sie den Eindruck machten, unzufrieden mit meinen Leistungen zu sein," murmelt sie.

Er mustert sie aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen. Auf sein Gesicht tritt ein Ausdruck mißmutigen Mitleids.

„Mir scheint's, als ob ich ... in ... in ... meiner Malerei hinter dem zurückgeblieben wäre, was Sie von mir erwartet hatten," setzte sie leise hinzu.

Die andern Schülerinnen haben sich anfangs an Gertruds Staffelei gedrängt, wie es der Brauch ist, wenn der Meister eine der Schülerinnen mit seiner Weisheit beglückt. In solchem Falle wollen alle ihren Teil davon haben. Als sie aber trotz ihrer mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache merken, daß es sich zwischen Lozonczyi und Gertrud um rein persönliche Dinge handelt, ziehen sie sich zurück. Nach einer Weile verlassen sie das Atelier, nicht ohne im Hinausgehen Bemerkungen zu wechseln, die weder Gertrud noch Lozonczyi angenehm berührt hätten.

Die beiden sind so vertieft ineinander, daß sie das Verschwinden der Malerinnen nicht beachtet haben. Erst als das kleine Modell, welches indessen sein theatralisches Salomekostüm mit einem ärmlichen, aber anständigen Straßen-

kleidchen vertauscht hat, an sie herantritt, um sich zu verabschieden, merken sie, daß das Atelier leer geworden ist.

Nachdem sich die Thür auch hinter Alhambra geschlossen hat, verdoppelt sich Gertruds Befangenheit. Sie will aufbrechen.

„O, du heilige Zimperlichkeit!“ höhnt sie Lozonczyi; „haben Sie wirklich nicht die Courage, mit mir allein zu bleiben?“

„Aber, ich bitte Sie, ich ...“ plötzlich auffahrend, ruft sie: „Sprechen Sie nicht in diesem Tone zu mir — ich kann's nicht vertragen!“ Und sie bricht in Thränen aus.

Er gerät außer sich.

„Das ist schrecklich — nein, nur das thun Sie mir nicht an!“ ruft er, ihre Hände in die seinen nehmend und eine nach der andern an die Lippen ziehend — „ich hab' Sie ja wirklich lieb — viel lieber als Sie glauben — Sie brauchen's auch gar nicht zu wissen, wie lieb ... aber eben deswegen thut's mir ... weh, Sie so ... mit einem Worte ... so elend verkümmern zu sehen.“

„Was soll ich denn machen? — Ich kämpfe ja gegen mein Schicksal, wie ich kann!“ schluchzte Gertrud.

„Meiner Ansicht nach kämpfen Sie schlecht,“ erklärt er. Er hat ihre Hände losgelassen und geht mit großen Schritten in dem Atelier auf und ab. „Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen?“

„Ja,“ murmelt sie — „machen Sie Ihrer Unzufriedenheit Luft.“

„Nun denn! — Sie sind halb! — Das ist das Aergste in solchem Falle. Wenn Sie Ihren alten Vorurteilen ... hm! ich wollte sagen Lebensanschauungen, treu bleiben, sich in ein genügsam anständiges, klägliches Dasein fügen wollten, so würde ich sagen, allen Respekt — es ist Ihre Sache, führen Sie's durch. Aber in so etwas können Sie sich nicht fügen, Sie haben ... nun, mit einem Wort, viel zu viel Temperament dazu — da versuchen Sie ein Kompromiß zu schließen — Sie zigeunern mit allen möglichen Menschen herum, bringen sich ins Gerede und halten doch noch an all Ihren alten Engheiten und Unnatürlichkeiten fest, verbrauchen Ihre besten Kräfte in einer unbewußten Selbstbeherrschung. Entweder — oder! Für ein Geschöpf wie Sie gibt es nur zwei Dinge: entweder Sie werden

Nonne — oder Sie heiraten. Und wenn Ihre Verhältnisse eine Heirat nicht zulassen, dann, zum Teufel noch einmal — machen Sie einen Strich über Ihre Zimperlichkeit — wagen Sie sich ins Leben hinein! Ich versichere Ihnen, wenn Sie einmal eine berühmte Künstlerin geworden sind, wird kein Hahn danach krähen, ob Sie eine Vergangenheit haben oder nicht. Ja ... was ist Ihnen?"

Sie ist totenbleich geworden — sie hält sich an einem Stuhle fest, um nicht zu schwanken — dann, ohne ein weiteres Wort, verläßt sie das Atelier.

„Dummkopf, der ich war!" murmelt knirschend Lozonczyi — „wer hieß mich auch gleich so brutal ins Zeug gehen! Nun hab' ich sie für immer abgeschreckt und verscheucht!" Nachdenklich zieht er die Brauen zusammen, dann plötzlich, mit den Achseln zuckend, fügt er hinzu: „Wer weiß!"

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Fast zwei Wochen waren seit Lozonczyis heftiger Auseinandersetzung mit Gertrud verstrichen.

Während dieser ganzen Zeit hatte er seine Lehrthätigkeit in dem Damenatelier unterbrochen. Zweimal hatte er unter nichtigen Vorwänden sein erwartetes Erscheinen abgesagt.

Gertrud verlor den Kopf — sie wußte sich mit ihrer Arbeit keinen Rat — sie fing an zu bereuen, daß sie seine befremdlichen Worte so tragisch aufgenommen hatte. Sie hätte ihn einfach auslachen, über diese ganze Peinlichkeit hinübergleiten sollen, sagte sie sich jetzt.

Da dies versäumt war, mußte sie einlenken; denn ein Bruch mit ihm bedeutete für sie den Umsturz aller ihrer Luftschlösser, gänzliche Hilflosigkeit in ihrer Kunst. Sie fühlte sich noch durchaus abhängig von ihm, sie glaubte an ihn, als ob er an ihr Wunder wirken könne.

Unruhig und unschlüssig verfügte sie sich endlich zu Boschka, um diese aufzufordern, sie in die Höhle des Löwen zu begleiten.

Boschka bot ihr eine Tasse Thee und sagte ihr allerhand Freundliches über ihr im diesjährigen Salon ausgestelltes Bild.

Gertrud antwortete auf alle ihre Bemerkungen sehr zerstreut. Endlich rückte sie mit ihrem Anliegen heraus. „Wollten Sie mich nicht in das Atelier Lozonczyis begleiten?“ fragte sie. „Ich wünsche mir so sehr, sein neuestes Bild zu sehen.“

„Ach, die ‚Versuchung‘! — Ich versichere Ihnen, es ist nicht der Mühe wert, deswegen bis an das Ende der Rue de L'Université zu pilgern,“ erklärte gleichmütig Boschka. „Es ist wirklich nicht der Mühe wert — es ist gar keine ‚Versuchung‘, es ist nur ein Porträt der Fanny Isolany. Ich hab's schon einmal gesehen, ein zweites Mal gehe ich deswegen keinen Schritt. Er sucht in ganz Paris nach einem andern Modell. Sie werden sehen, er wird das Bild gegen die Wand stellen!“

„Schade, ich hätte es doch gern gesehen!“ murmelte Gertrud.

„Aber warum gehen Sie dann nicht zu ihm hin?“ rief Boschka. „Ich habe in den nächsten Tagen wirklich keine Zeit, ich muß arbeiten. Aber wenn Sie sich genieren, sein Atelier ohne ‚Schutzweib‘ zu besuchen, so nehmen Sie sich doch die Lindner mit, die begleitet Sie mit Vergnügen. Nur, aufrichtig gestanden, begreife ich Ihre Prüderie nicht, liebe Gertrud, und Lozonczyi lacht Sie nur dafür aus. Ich war fünfzigmal allein bei Lozonczyi; einmal hab' ich ihm die Hände zu einer heiligen Cäcilia posiert, und dann haben wir im tête à tête mitsammen gefrühstückt — es war sehr lustig — und ich versichere Ihnen, daß er keinen Versuch gemacht hat, mich aufzuessen!“

Es war am Vorabend des Tages, an dem Lozonczyis Lehrstunde bei Hudry Menos fiel. Cigaretten rauchend, schritt er in seinem Atelier auf und ab.

„'s ist besser, der Sache die Spitze abzubrechen,“ sagte er sich soeben; „morgen will ich wieder in die Bude hineinschauen.“

Da schellte es an seiner Thür — er fuhr zusammen. Wer konnte das sein? — Jemand, der die Gebräuche, welche bei ihm herrschten, nicht kannte. Bei ihm schellte man nicht, man klopfte.

„Herein!“ rief er ziemlich barsch. Die Thür öffnete sich, zitternd vor Erregung, rot vor Verlegenheit erschien Gertrud.

„Sie hier? Ich traue meinen Augen nicht!“ rief er; dann, wie aus Angst, sie möglicherweise durch seine zu offenkundig geäußerte Ueberraschung zu verscheuchen, setzte er hinzu: „Aber ich freu’ mich, ich freu’ mich diebisch, Sie zu sehen! Welch guter Wind weht Sie her?“

„Meine Neugierde,“ erwiderte ihm Gertrud lachend. Sie fühlte sich durch seine Herzlichkeit gehoben — es klang eine Spur Reue hindurch, das schmeichelte ihr.

„Man spricht so viel von Ihrem neuen Bild — von der ‚Versuchung‘. Ich wollte das Werk auch sehen. Da niemand bei der Hand war, mich zu begleiten, so bin ich allein gekommen. Ein Fortschritt! Nicht wahr? Mit der Zimperlichkeit wenigstens bin ich fertig geworden!“

„Mehr verlangt man nicht von Ihnen,“ sagte er mit Nachdruck. „Und jetzt treten Sie ein.“

Er zog sie ein wenig vorwärts.

Sie sah sich um. Wenn das Atelier auch keineswegs nach dem Salonzuschnitt verschiedener, in Paris berühmter Malerwerkstätten gehalten war, so war es doch keineswegs schablonenartig kahl. Ein paar farbensatte, orientalische Teppiche lagen herum. Eine Chaiselongue war mit einem weißen Bärenfell bedeckt.

Bei diesen Unwesentlichkeiten hielt sich Gertruds Blick nicht lange auf. Sie heftete ihn auf die Wände, an denen Studien oder unausgeführte Bilder hingen. Kühn hingesetzte Entwürfe, behandelten sie fast alle dasselbe Thema — die Leidenschaft mit ihren Qualen und ihren Verzückungen — die Leidenschaft, die das Gröbste in uns aufwühlen muß, um das Zarteste zur Blüte zu bringen.

Die äußerste Grenze des künstlerisch Erlaubten war in diesen Entwürfen häufig gestreift, nie überschritten. Eine tiefe Traurigkeit schwebte halb mitleidig, halb anklagend über dem, was die Bilder zeigten, und adelte das fürchterliche Problem, mit dem sie sich beschäftigten.

Gertrud fehlten die Worte, den Eindruck, welchen diese Malereien auf sie ausübten, zu schildern, aber aus ihren Augen sprach eine große, erschrockene Bewunderung.

„Es ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind,“

murmelte er einmal um das andre — „sehr lieb — sehr lieb!“

„Ich hatte solche Lust, zu kommen,“ versicherte sie aufrichtig. Die Befangenheit, welche sie in das Atelier mitgebracht hatte, war verschwunden, war in einem süßen Machtbewußtsein erstorben.

„Warum haben Sie sich's denn so lange überlegt?“ fragte er sie.

„Warum?“ — Sie errötete ein wenig. „Warum? ... Aus allerhand Gründen,“ stotterte sie. — „Sie haben mich neulich sehr verletzt, aber wir wollen nie mehr davon reden, nie ... nie!“

„Das ist das Beste,“ murmelte er, „weitaus das Beste — ich habe Unsinn geredet, gräßlichen Unsinn — vergessen Sie alles!“

„Und nun zeigen Sie mir Ihr Bild,“ bat Gertrud.

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich plötzlich. „Da ...“ sagte er mißmutig, indem er einen grünen Vorhang von einem großen Gemälde auf einer Staffelei wegzog; „ich sage Ihnen im voraus, daß nichts daran ist.“

Gertrud zuckte zusammen. — Das in seiner Unfertigkeit bereits von ganz Paris besprochene Bild war in der That nichts als ein mit merkwürdiger Virtuosität ausgeführtes Porträt Fanny Isolanys.

„Gemein! ... nicht wahr?“ rief Lozonczyi; dann, in einem plötzlichen Anflug von Zorn, nahm er ein Spachtelmesser und fuhr damit quer über das Gesicht auf dem Bilde.

„Was machen Sie?“ rief Gertrud, „das Ding war ja wunderschön gemalt!“

„Ach was — daß ich malen kann, wissen ziemlich viele Menschen auf der Welt; ich wollte einmal etwas andres als nur Malen. Hatten Sie gehört, daß dieses Ding da die ‚Versuchung‘ heißen sollte?“

Gertrud nickte.

„Aber es sollte eine ganz besondere Versuchung sein,“ fuhr er fort — „und den Ausdruck dafür konnt' ich nicht finden. Diese ‚Versuchung‘“ — er deutete verächtlich auf die Leinwand — „war eine Dirne, die sich ihrer Siege über den ersten besten freut. Die Versuchung, wie ich sie malen wollte, sollte eine Sphynx sein, die, ihrer Macht unfroh bewußt, vor Angst vergeht, daß ihr auch das Edelste

nicht widerstehen möge — eine Versuchung, der schaudert vor dem Zerstörungswerk, das sie vollbringen muß — eine Versuchung, der graut vor ihrem Sieg! — Magisch, anlockend, unentrinnbar und unerbittlich — und dabei traurig — traurig wie das Schicksal, wie die Natur — traurig wie Gott!"

„Ich sehe schon, Sie wollten eigentlich einen halben Band Nietzsche und eine ganze Wagnersche Oper in Ihr Bild hineinmalen!" neckte ihn Gertrud.

„Vielleicht! ... Gelungen ist es mir nicht," erwiderte er ruhig. „Aber ... einen Augenblick ... nehmen Sie Ihren Hut ab und bleiben Sie so! ..."

Sie nahm ihren Hut ab, dann ließ sie mit einer müden Bewegung ihre beiden Arme an ihren Seiten niedergleiten.

„Ziehen Sie die Handschuhe aus," bat in etwas befehlendem Tone Lozonczyi — er war jetzt ganz Künstler, er genoß jede Farbenschattierung in ihrem Gesicht, jede schöne Linie ihres Körpers.

Sie zog die Handschuhe aus, ließ die Hände wie früher an ihren beiden Seiten niedergleiten — sie war wie berauscht von seiner Bewunderung. Er betrachtete sie immer aufmerksamer.

„Merkwürdig!" murmelte er. „Ihre Hände sind an und für sich ein Gedicht — diese weichen, rosa gespitzten Kinderhände, diese leeren, traurigen Hände mit dem großen Liebkosungsvermögen, das sie an nichts wenden können ... Mein Gott! mein Gott! wird das ein beneidenswerter Kerl sein, der sich einmal das Recht erwirbt, Sie in die Arme zu schließen!"

„Lassen Sie die Toten ruhen in Frieden, das ist für mich vorbei," sagte sie plötzlich, einen herben Ton anschlagend — „ich bin froh, daß es vorbei ist!"

„So! — Es ist eine der heiligsten und unumgänglichsten Verpflichtungen weiblicher Wesen Ihrer Art, sich in die Tasche zu lügen!" murmelte Lozonczyi. Indem wendete er den Kopf. — „Hat's nicht geklingelt?" fragte er.

„Ja," sagte Gertrud.

Es klingelte ein zweites Mal.

„Soll ich die Leute hereinlassen?" fragte er befangen.

„Aber natürlich,“ sagte Gertrud, der plötzlich auch nicht ganz leicht ums Herz wurde.

„Herein!“ rief er; „warum kommen Sie nicht herein, die Thür ist offen.“

Draußen hörte man die Klinke gehen — herein trat Gertruds ehemaliger Verehrer, Herr von Zoller. Er schüttelte Lozonczyi mäcenhaft protegierend die Hand, dann heftete sich sein Blick auf Gertrud. Er zwinkerte. Sie wußte nicht recht, erkannte er sie wirklich nicht, oder wollte er sie nicht erkennen.

Lozonczyi stellte ihn vor — „Herr von Zoller, ein Kunstfreund aus Frankfurt — Fräulein von Glimm, meine talentierteste Schülerin.“

„Ach, Fräulein von Glimm!“ Herr von Zoller reichte jetzt auch ihr protegierend die Hand — „wir kennen uns schon von früher her — ich habe mich nur nicht gleich erinnert, es liegt so vielerlei dazwischen.“

„Ja, in der That,“ meinte Gertrud, die jetzt ihren Hut aufsetzte, „es liegt vielerlei dazwischen.“

„Ich bin nur gekommen, um zu fragen, ob meine Frau statt morgen übermorgen erscheinen kann zur Sitzung.“

„Wie es Ihnen beliebt, mir ist es ganz einerlei — das Bild wird ohnehin in der nächsten Sitzung fertig,“ erwiderte Lozonczyi.

„Wirklich? — Sie malen sehr schnell,“ bemerkte nicht ohne eine gewisse Gereiztheit Herr von Zoller.

„Es kommt darauf an, was ich male.“

„Ach, in der That!“ — Dann ließ Herr von Zoller noch den Blick über die mit Bilderentwürfen bedeckten Wände gleiten und sagte: „Interessant!“ und „recht merkwürdig“ — worauf er sich zurückzog.

„Schöps!“ stöhnte Lozonczyi.

„Sie malen seine Frau?“ fragte Gertrud.

„Ja, eines von den Bildern, die einem nicht weh thun und sich rentieren. Haben Sie übrigens bemerkt, wie zornig er war darüber, daß er mir dreißigtausend Franken zahlen soll für etwas, mit dem ich in der achten Sitzung fertig sein werde? — Aber — bleiben Sie doch noch ein Augenblickchen, warum ziehen Sie denn schon wieder Ihre Handschuhe an? Ich sehe Ihre Hände zu gern — die armen Hände!“

Sie schüttelte den Kopf und zog mit Entschlossenheit ihre Handschuhe an.

„Wie Sie wollen," sagte er; „es war schön, daß Sie gekommen sind. Sie können sich etwas darauf zu gute thun, daß Sie einen toten Künstler wieder zum Leben erweckt haben. Die Inspiration, nach der ich mich sehnte, haben Sie mir gebracht. Nur noch eins — ich möchte Sie so schrecklich gern malen!"

„Als ‚Versuchung'?" fragte sie mutwillig und errötete gleich darauf über den unpassenden Scherz.

„Nein," sagte er und musterte sie aufmerksam, langsam vom Kopf bis zu den Füßen. „Die ‚Versuchung' stelle ich vorläufig gegen die Wand; ich möchte Sie malen als ‚Sehnsucht'."

Vierunddreißigstes Kapitel.

Es war um zwei Monate später, und ganz Paris, was sich in Paris für künstlerische Dinge interessierte, erfüllt von Lozonczyis neuestem Gemälde, welches er ausgestellt hatte bei Petit.

„Sehnsucht!"

Nichts als eine einzelne Mädchengestalt mit unergründlichen Augen und einem traurigen, blassen Gesichte, in einer ärmlichen Landschaft, in welcher der Frühling keimte, ohne noch zu blühen.

Von einem andern gemalt, hätte das Bild einer sentimentalen Romanvignette gleichen können; von Lozonczyi war es eines der Meisterwerke des Jahrhunderts. Die ganze Herbigkeit seiner Kunst schwebte über der dürftigen, noch von der Winterkälte in ihrer Entwickelung zurückgehaltenen Landschaft, das ganze Fieber seines Genies pulsierte in der herrlichen Gestalt des jungen Weibes.

Gertrud hatte ihm zu dem Bilde gestanden.

So sehr es ihr geschmeichelt hatte, Fanny Isolany in seiner Gunst verdrängt und ihn ihrerseits zu einer neuen Schöpfung begeistert zu haben, hatte sie sich doch zur ersten Pose schwer entschlossen; dann hatte sie die Stunden,

während derer sie ihm stehen sollte, nicht mehr erwarten können. Die Zeit, die sie in seinem Atelier zubrachte, war für sie die einzig wichtige im ganzen Tag — die einzige, auf die sie sich freute. Daneben verblich selbst das Interesse an ihrer eigenen Arbeit.

Seit acht Tagen hatten die Sitzungen aufgehört — das Bild war fertig. Ganz Paris jauchzte über die letzte Leistung Lozonczyis, nur er selber fühlte einen nicht zu bannenden Mißmut, eine unerträgliche Lebensleere. Das Gleiche empfand auch Gertrud.

Es war ein schwüler Junitag. Sie saß in einem elenden Zimmerchen und brütete. Ein verbogenes Theebrett aus Eisenblech, von dem die Glasur vielfach abgesprungen war, stand vor ihr mit dem abgegessenen Frühstückszeug, welches aus der Ruine einer Kaffeekanne, einer weißen Tasse von fingerdickem Steingut und einem abgeschundenen Metalltellerchen bestand, mit einem kleinen Stückchen halbgeschmolzener Butter darauf.

Die Zeiten, in welchen sie über die kleine Wohnung in der Rue Notre Dame des Champs und Lieschens Bedienung verfügte, erschienen ihr jetzt als etwas Märchenhaftes. Schon vor einem Jahr hatte sie die Wohnung aufgeben müssen.

Sie sehnte sich jetzt oft und schmerzlich nach diesen drei Stübchen, die ihr ehemals so dürftig erschienen waren, besonders nach dem langen, schmalen, hellen Schlafzimmer mit der Aussicht auf den Garten. Es war ihr hart angekommen, in ein Garni zu ziehen, jetzt hatte sie sich auch daran gewöhnt. Es führte den stolzen Namen Hôtel du Vatican und machte von außen mit seinen von Schlinggewächsen umflatterten Balkonen einen ganz reputierlichen Eindruck. Innen aber war es öde, eng und schmutzig und von einem abscheulichen Geruch nach schlecht durchgespülten Kanälen und in Gärung übergegangenen Gemüseüberbleibseln erfüllt.

Gertruds Zimmer befand sich im vierten Stock und sah in einen schmalen Hof, durch den sich von zwei Seiten das abfließende Wasser in ein vergittertes Loch schleppte. In den Ecken ringsherum standen ein paar kranke Topfpflanzen, die sich in der verdorbenen Luft zu mausern schienen. Im Erdgeschoß, durch welches ein schmaler Gang

in den Hof führte, befand sich auf der einen Seite die Portierswohnung, auf der andern ein kleiner Laden, in dem man neben Federn, Tinte und Papier, im Winter Larven, falsche Nasen und andre pappendeckelne Maskeradenartikel, und das ganze Jahr hindurch Rosenkränze, Medaillen und kleine Heiligenbilder verkaufte. Der Laden und der katholische Name des Hotels bürgten für dessen Respektabilität. Fräulein Lindner, eine bigotte Katholikin, die selbst ein Zimmer darin in dem Stockwerk über Gertrud bewohnte, hatte es Gertrud empfohlen, als diese sich in der Lage gesehen hatte, ihre frühere Wohnung weiter vermieten zu müssen, um ihre Ausgaben einzuschränken. Gertrud zahlte für ihr Zimmer zwanzig Franken monatlich und konnte es für die Sommermonate, welche sie in Barbizon zu verbringen gedachte, kündigen. Es war schmal, muffig und mit sechseckigen Ziegeln gepflastert. Die abgenutzten Möbel aus rotem Mahagoni mit mühsam verklebten Schäden hatten offenbar schon mehr als eine Auktion durchgemacht.

Da saß sie nun und brütete. Es war überall heiß an diesem wolkenlosen, windstillen Junitag; in ihrer Dachkammer war's geradezu unerträglich.

Die Sonne schien freigebig genug zu ihr herein, selbst im Winter, ein frischer Luftzug erreichte sie nie — die Luft welche durch ihr kleines Fenster drang, war immer vergiftet von den Ausdünstungen, die aus dem Höfchen aufstiegen, und von dem Rauche, der aus den Schornsteinen über die Dächer fegte.

Boschka hätte vielleicht selbst dieser Höhle eine Art Wohnlichkeit abzuzwingen gewußt; Gertrud nahm sich damit nicht die geringste Mühe. Das Zimmer Nr. 21 in dem Hôtel du Vatican war für sie nichts als eine Gefängniszelle, ein provisorischer Kerker, aus dem sie einmal die Kunst abholen würde, um sie triumphierend ins große Leben zurückzuführen. In letzterer Zeit hatte sie eine wahre Leidenschaft, Luftschlösser zu bauen. Je tiefer sie das Schicksal hinabdrückte, um so höher wurden die Luftschlösser. Aber heute fühlte sie sich zu müde, zu verdrießlich zu dieser Beschäftigung. Obwohl sie sehr spät aufgestanden war, flößte ihr die Länge des Tages, den sie vor sich hatte, dennoch Angst ein. Was damit anfangen? — Und es war ihr

Geburtstag, ihr dreißigster Geburtstag! — Das war das Aergste.

Da hörte sie Schritte draußen; dann klopfte es an ihre Thür.

„Herein!" rief Gertrud.

Herein trat Lieschen mit ihrem Mann. Sie kam gratulieren. Wie alle Jahre brachte sie einen schön glasierten Schokoladekuchen, denselben, welcher in der Heimat Gertruds Geburtstagstisch zu zieren pflegte. Lieschen hatte ihn noch von der alten Lindenheimer Köchin gelernt.

Die ehemalige Dienerin sah sehr stattlich und glücklich aus. Ihr Mann war ein hübscher, treuherziger Bursche, der sich ein wenig linkisch hinter seiner jungen Gattin versteckte, während er, den Hut krampfhaft gegen die Brust haltend, Mademoiselle für alle Güte dankte, welche Mademoiselle ihrer Zeit seinem Weibe bewiesen.

Seine Worte trieben Gertrud das Rot in die Wangen und die Thränen in die Augen. „Zu danken hat mir Lieschen nichts," erklärte sie, „vielmehr habe ich ihr zu danken für ihre Treue und Anhänglichkeit. Lieschen gehörte für mich immer fast zur Familie!" Daraufhin nahm sie Lieschen bei den Schultern und küßte sie auf ihre beiden von Gesundheit und Frohsinn glänzenden Wangen — sie mußte lieb und zärtlich sein gegen irgend jemanden, wenn's auch nur Lieschen war!

Kaum hatte sich die Thür hinter dem jungen Ehepaare geschlossen, so klopfte es noch einmal.

Diesmal waren es Boschka und Herr Braun, die eintraten — Boschka verjüngt, verschönt, merkwürdig ordentlich hergerichtet, in einem hellen Sommerkleidchen und mit einem Blumenstrauß in der Hand.

Auch sie war gratulieren gekommen, nebstbei war sie gekommen, um sich selber gratulieren zu lassen. Kaum, daß sie Gertrud den Blumenstrauß übergeben, warf sie sich ihr an den Hals und rief: „Ich muß Ihnen eine große Neuigkeit mitteilen — ich bin Braut! Sie sind die erste, der ich's sage — da stelle ich Ihnen meinen Bräutigam vor."

Gertrud legte natürlich sofort alle die Freude an den Tag, die man bei solchen Anläßen — weiß Gott warum — immer an den Tag legen muß. Es ist nun einmal her-

gebracht, daß man, trotzdem mit Ausnahme einer verschwindenden Minderzahl alle Menschen heiraten, jede neu zu stande gebrachte Verlobung als ein spezielles Wunder bestaunt.

Uebrigens freute sich Gertrud wirklich. Nachdem sie mit dem Glückwünschen fertig geworden war, erzählte ihr Boschka, wie sich alles zugetragen hatte.

„Seine Tante ist gestorben und hat ihm etwas Vermögen hinterlassen, darum kann er mich heiraten," berichtete sie. „Wie es scheint, hatte er von jeher die Absicht, mich zur Frau zu nehmen. Drum war er auch immer so grob gegen mich."

„Aber Boschka!" murmelte Herr Braun, „ich bemühte mich nur, Sie vor Ihren eigenen Extravaganzen zu hüten."

„Grob waren Sie," lachte Boschka — „na besser zuvor, als nachher."

Boschka errötete ein wenig, warf sich Gertrud um den Hals und flüsterte ihr zu: „Ich bin zu glücklich." Dann suchte Gertrud nach ihrem Mavrodaphne — einem vorzüglichen griechischen Wein, von dem sie sich vor einiger Zeit eine Flasche aus Gesundheitsrücksichten angeschafft. Es zeigte sich, daß sie noch über die Hälfte gefüllt war. Sie setzten sich alle drei um den Tisch in dem kleinen Zimmer, tranken den süßen Wein, ließen einander gegenseitig leben und aßen Lieschens Kuchen dazu. Gertrud lachte und wurde ganz fröhlich, bis Boschka endlich aufstand und meinte: „Jetzt ist's Zeit, Abschied zu nehmen."

„Abschied?" fragte hierauf Gertrud etwas verblüfft. „Wir sehen uns doch noch?"

„Hoffentlich — und dann recht häufig," meinte Boschka — „aber nicht in allernächster Zeit. Ich reise morgen früh ab nach Böhmen, um die Herstellung meiner Ausstattung in Angriff zu nehmen."

„Und wollen Sie sich bleibend in Böhmen festsetzen?" fragte Gertrud erschrocken.

„Bleibend!" ... Boschka schob die Schultern in die Höhe — „es gibt kein ‚bleibend' für einen Journalisten, der als sogenannter Korrespondent thätig ist. Einen großen Teil des Jahres wollen wir reisen. Aber denken Sie nur, was für ein guter Kerl er ist trotz seiner Bärbeißigkeit. Um mir ein Vergnügen zu machen, hat er die alte Mühle gekauft, aus der mein Vater stammt und über die sich

seine Erben nicht einigen konnten. Dort wollen wir unser Hauptquartier einrichten. Wenn auch kein Mehl mehr darin gemahlen wird, so wollen wir das Rad doch gehen lassen, nur, weil's an Schubertsche Lieder erinnert. Im übrigen wollen wir alles möglichst slavisch dekorieren. Es soll das Ideal einer böhmischen ‚Chaloupka' werden, und wir wollen uns eine Kuh kaufen und die soll Libuscha heißen. Wir wollen allem Hergebrachten auf dem Kopf tanzen und es doch allen Menschen bei uns gemütlich machen, gemütlicher als irgendwo anders in der Welt; 's wird noch hübscher sein bei uns als damals in Cayeux," versicherte Boschka. „Und dann müssen Sie uns recht bald in Böhmen besuchen!"

„Adieu! — Und folgen Sie unserm Beispiel, ich hätte nie gedacht, daß es so angenehm sein könnte, verliebt zu sein!" erklärte Herr Braun zum Schluß. Er küßte Gertrud die Hand — Boschka umarmte sie, dann entfernte sich das Brautpaar. Gertrud geleitete die beiden hinaus und sah ihnen nach, wie sie die sich schraubenförmig drehende Treppe hinabstiegen.

Damit aber hatten die Gratulationen noch keineswegs ihr Ende gefunden. Es klopfte noch einmal; diesmal war's Naná, die eintrat, ein bildhübsches, kleines Mädchen an der Hand. Es war das Kind ihrer Nichte, die kleine Karoline. Sie mochte etwa vier Jahre zählen, trug ein weißes Schürzchen über einem dunkelblauen Kleid, hielt einen großen Rosenstrauß in der Hand und reichte ihn Gertrud mit einem andächtig gelispelten Glückwunsch.

Gertrud war von der kleinen Schönheit entzückt, sie hob sie auf ihren Schoß, fütterte sie mit Kuchen und Wein und strich ihr liebkosend über das krause, hellbraune Haar.

Plötzlich durchschoß sie's ... wenn ich Bill geheiratet hätte! ...

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Jetzt war sie allein — die Thür hatte sich auch hinter ihrem letzten Gratulanten geschlossen.

Sie warf sich auf ihr Bett und schluchzte. Alle hatten

sie ihr Glück gewünscht — Glück — ihr! Es klang wie grausamer Hohn ... welches Glück sollte ihr denn noch blühen im Leben! — —

Durch die schwüle, träge Sommerhitze tönte, auf einer Geige gespielt, eine Fuge von Bach. Das Tempo der Fuge verlangsamte sich, der Klang der Geige wurde immer matter; plötzlich brach die Musik ab. Nach einem Weilchen begann die Fuge von neuem, um ... diesmal früher und noch plötzlicher als das erste Mal zu enden.

Gertrud fröstelte. Ein aufrührerisch zum Himmel schreiendes Mitleid erfaßte sie — der Jammer, der aus der Fuge herausklagte, vermehrte den ihren.

In einem der unteren Stockwerke wohnte eine österreichische Offizierswitwe mit einem etwa fünfzehnjährigen Sohn, der sich seiner hervorragenden musikalischen Begabung halber zum Violinisten ausbilden sollte. Da die pekuniären Verhältnisse der Familie die denkbar dürftigsten waren, so hatte die Mutter der Verlockung nicht widerstehen können, den Knaben als Wunderkind konzertieren zu lassen, und auf mehr denn einem Podium hatte der „jeune baron Autrichien“ mit dem schwarzsamtnen Mozartkostüm und den langen, goldenen Locken Lorbeeren und glänzende Kritiken geerntet.

Sein schwacher Körper hielt die Strapazen der Carriere nicht aus — sein Spiel wurde matter und matter, und eines Abends in einem Wohlthätigkeitskonzert, dem das ganze Faubourg St. Germain beiwohnte, fühlte er einen stechenden Schmerz in der linken Hand und brach noch vor Beendigung der Sarasateschen Zigeunerweisen zusammen — brach zusammen, ehe noch das Publikum seines aufdringlichen Adelspatents und seiner langen, blonden Locken überdrüssig geworden war. — Seine Carriere war beendigt.

Ein halbes Jahr lang hatte er keinen Ton mehr spielen dürfen, jetzt noch wurde ihm die Hand täglich elektrisiert, aber er versuchte bereits zu üben. Immer wieder versuchte er dieselbe Fuge, nie brachte er sie zu Ende. Es gab alle Tage Scenen zwischen Mutter und Sohn, das wußte man im ganzen Hotel. Der Junge schluchzte und sagte, es sei aus mit ihm, er wisse, daß es mit ihm und seinem Talent aus sei, und die Mutter zankte mit ihm, um ihm Mut zu machen — ihm und sich — und dann ertönte noch einmal,

immer unsicherer, ängstlicher die arme, zu Tode gequälte Fuge von Bach.

Gertrud hielt sich die Ohren zu. „Ach, mein Gott! Wenn ich bedenke, daß es mir auch so ergehen könnte!“ rief sie — „daß ich stecken bleiben könnte in meiner Laufbahn wie der arme Junge! Wie viele Mädchen, die hoffnungsvoll und talentvoll in unsre Akademie eingetreten sind, haben sie als verzweifelnde Stümperinnen verlassen! Aber warum so etwas denken — in mir steckt mehr als in den andern — vielleicht werde ich noch einmal eine große Künstlerin!“

Eine große Künstlerin! Das war das Ziel, der Gipfelpunkt aller glücklichen Möglichkeiten.

Plötzlich durchzuckte sie's ... was dann? Ihre verstimmte Phantasie vermochte ihr auch nach der Richtung hin keine tröstlichen Vorstellungen heraufzubeschwören — nur schreckliche Bilder glitten durch ihre Seele; eines nach dem andern schwebten sie an ihrem inneren Blick vorbei, die berühmten Frauen, die das große Los gezogen hatten in der Kunst.

Aus der Dresdener Galerie, unter einer zerzausten Pelzmütze, grinste ihr die blasse Fratze der Rosalba Carrièra entgegen, wie sie von der Malerin selbst im Pastell verewigt worden ist. Dann kam Angelika Kauffmann an die Reihe, eine überschätzte Lokalgröße, die in ihrer sentimentalen Liebesgier einem Lakai zum Opfer gefallen war, der ihr den Edelmann vorgespielt hatte. Madame Vigée Lebrun — nun, die zum wenigsten hatte nicht durch die Kunst gelitten, im Gegenteil, allen Glanz, alles Licht, allen Sonnenschein, alles, was sie an hervorragender Achtung und ausgesuchter Behaglichkeit in ihrem Leben genossen, dankte sie der Kunst. Wie bezwungen von dem Zauber ihrer liebreizenden Weiblichkeit, hatte die große Chimäre ihr dienend zugetragen, was sie an Schätzen für sie erreichen konnte, und sie nie mit ihren grausamen Krallen berührt. Was sie an Schmerz und Unglück erfahren hatte in ihrem Leben, lag abseits von der Kunst.

Die liebliche Erscheinung der gefeierten Künstlerin schwebte langsam, freundlich durch die Seele Gertruds, wie ein wohlwollend hinzögernder Sonnenstrahl — wie eine liebkosende Tröstung.

Gertrud war leichter zu Mut geworden, während sie der berühmten Französin gedachte; aber kaum, daß sie Zeit gefunden, aufzuatmen, so verfolgte sie ein neues Schreckensbild — Luise O'Connell, eine der begabtesten Frauen aller Zeiten, deren Arbeiten Gertrud viel sympathischer berührten, als die anmutige Oberflächlichkeit der Vigée, stieg vor ihr auf. Louise O'Connell! — Keine Frau hatte schönere Porträts gemalt als sie, die preußische Malerin, die in Paris einen durch den Trunk heruntergekommenen Irländer geheiratet hatte, der früher irgend etwas Besseres, später ein gewöhnlicher Fechtmeister gewesen war, den sie unsinnig geliebt, dem sie, tausendmal von ihm betrogen, tausendmal verziehen hatte, bis sie endlich die Kraft in sich gefunden, sich von ihm loszusagen und mit verbittertem Herzen ihr Leben in elender Verkommenheit zu beschließen. Die älteren Schülerinnen im Atelier Hudry Menos erinnerten sich ihrer noch als eines zerzausten, ungewaschenen, mit der Welt zerfallenen alten Weibes.

Gertrud wendete sich ab, suchte nach einer ermutigenderen Vorstellung; aber das, was ihr nun die Erinnerung vorführte, war für sie fast noch trauriger als die Existenz Louise O'Connells in ihrer abseits liegenden Schauerlichkeit. Ein paar bekannte, zeitgenössische Malerinnen, solche, denen die Jury des Salons Piedestale und die Kunstberichterstatter der Zeitungen lobende Artikel gönnten, und die, bei aller Berühmtheit, ein kärgliches Leben in kleinen Verhältnissen und engen Wohnungen fristeten zwischen Kollegen und Kolleginnen, die um eine Stufe niedriger standen als sie, und auf deren Bewunderung sie rechnen durften.

Wenn sie sich noch ein paar Jahre bemühte, würde sie's vielleicht so weit bringen wie die. Ungeduldig zuckte sie mit den Achseln. Warum sollte sie's nicht weiter bringen — das Höchste erreichen . . . das Höchste! . . . Eine letzte Erinnerung traf ihr wie ein vergifteter Dolchstich ins Herz.

An einem schwülen Augusttag, unter den vorgebeugten, silbrig schimmernden Aesten eines alten Weidenbaums, in einem kleinen Boot an den Ufern der Seine, hatte sie einmal eine sonderbare Erscheinung erblickt — etwas Formloses in einer schlotternden, dunkelblauen Leinwandbluse, mit

einem rot aufgedunsenen, von kurzem, graublondem Haar umstarrten Gesicht, unter einem großen Bauernstrohhut.

„Wer ist der häßliche alte Mann?“ hatte sie einem jungen Maler zugerufen, mit dem sie in Begleitung einer Kollegin die grüne Sommerlandschaft durchstreifte.

„Das?“ hatte er erwidert, „das ist Rosa Bonheur!“

Rosa Bonheur — die größte von allen, ein Name, um den sich Legenden schlingen!

Die Worte Lozonczyis klangen ihr durch die Seele — „eine berühmte Malerin ist entweder eine geachtete Mittelmäßigkeit — oder ein Ungeheuer.“

Ihr graute vor der Kunst! — — —

Wieder stieg ein Tritt die Treppe herauf. Diesmal öffnete sich die Thür nicht — unter dem Rand derselben kroch eine Zeitung hervor, dann entfernte sich der Tritt.

„Vielleicht eine Kritik, die mir eine Kollegin zuschickt,“ sagte sie sich und erhob sich gleichgültig, mißmutig, um die Zeitung unter der Thür hervorzuziehen.

Sie entfaltete das Zeitungsblatt, ihre Augen hefteten sich auf einen Artikel, der mit Blaustift angestrichen und mit dem Titel „Sehnsucht“ überschrieben war.

Was man zur Lobpreisung eines Bildes sagen kann, stand in dem Artikel. Zum Schluß fesselte folgende Stelle ihre Aufmerksamkeit:

„Sehnsucht! Wenn die uns von Lozonczyi so genial dargestellte Erscheinung die ‚Sehnsucht‘ ausdrückt, so erweckt sie dieselbe gleichermaßen in dem Beschauer. Wir können nur jedem Manne dringend wünschen, wenigstens einmal in seinem Leben diesem eigentümlich fesselnden, blassen Antlitz, diesen unergründlichen Augen zu begegnen, er wird lange davon träumen.“

So schloß der Artikel.

„Wir können jedem Mann nur wünschen, wenigstens einmal in seinem Leben diesem eigentümlich fesselnden, blassen Antlitz, diesen unergründlichen Augen zu begegnen — il en rêvera longtemps! ...“

Sie murmelte die Worte vor sich hin. — Das stand in der Zeitung über Lozonczyis Bild! Jeder, der sie und das Bild kannte, behauptete, daß es ihr abgeschriebenes Konterfei sei. Und was war ihr Schicksal? ... Verblühen, verdorren, ohne bis zu des Lebens innerstem Kern

auch nur vorgedrungen zu sein, — alt werden, ohne zu ahnen, wie weit das Empfinden des menschlichen Herzens reichen kann!

Das Beste hatte ihr das Leben stets vorenthalten. Sie hatte nichts gehabt — nichts!

Alles, was von der aufrührerischen Atmosphäre des Chimäristenviertels beunruhigt, jahrelang, ohne ihr zum Bewußtsein zu kommen, unbewußt in ihr gekeimt hatte, war jetzt aufgeschoßt, aufgeblüht und drängte ans Licht.

Die schwüle Atmosphäre in Lozonczyis Atelier hatte dieses Wachstum befördert. In den Pausen der Sitzungen pflegte er ihr Wein und ausgesuchte Leckerbissen zu kredenzen. Manchmal las er ihr etwas aus modernen Dichtungen vor, Dichtungen, in denen ein schwüler Hauch wehte, der, die Willenskraft der Menschen lähmend, ihre Leidenschaft bis zum äußersten aufreizte. Aus allen Dichtungen tönte ihr dasselbe Wort entgegen — magisch, lockend und quälend — die Leidenschaft, die große Zauberin, die allein Leben gebende, nicht nur im Reiche der animalischen Schöpfung, sondern auch im Reiche der Kunst und Poesie!

Wer durchs Leben ging, ohne die Liebe gekannt zu haben, der hatte nicht gelebt — sein Leben war nur ein geschminkter Tod! ...

Liebe! ... Hatte sie es denn wirklich vergessen, daß zweierlei Liebe existiert? — Die eine, welche das Leben gibt, und die andre, welche das Leben erhält, und daß, wenn von der ersten gar viele ausgeschlossen bleiben müssen, viele auch unter denen, welche vor den Augen der Welt ihren Anteil daran haben — kein Leben so arm ist, daß ihm nicht ein Feld der Thätigkeit für jene andre Liebe zu Gebote stünde — die sanfte, barmherzige Liebe, die so oft behütet und beschützt, was die erste allzu schnell verläßt, und daß die zweite Liebe, wenn nicht die süßere, doch häufig die edlere ist!

Ganz hatte sie es nicht vergessen, — inmitten des unedlen Aufruhrs in ihrem Empfinden kam ihr der Gedanke, daß alles, was sehnsüchtig in ihr gärte, ihrer unwürdig, daß es geradezu häßlich, fast krankhaft sei.

Sie raffte sich auf, sie wollte sich zusammennehmen, einen tüchtigen Spaziergang machen. Sie zog ein andres Kleid an und ging hinunter.

Es war Sonntag nachmittag. — Die Kirchen standen offen, Gertrud flüchtete sich in eine derselben. Der Vespergottesdienst wurde darin abgehalten; ein roter Lichtschimmer schwebte über den Altären durch die bräunlich mystische, nach Weihrauch duftende katholische Dämmerung. Zwischen das Gemurmel des Priesters tönte der süße Laut einer reinen, hohen Sopranstimme, dann der schwermütig gedehnte, edle Ernst der Orgel.

Gertrud kniete nieder und versteckte den Kopf in die Hände. Sie suchte ihren Gott — aber sie konnte ihn nicht finden. Ihren Gott hatte man ihr genommen mit allen andern beschützenden Stützen, die ihre alte Existenz umhegt — den väterlichen, warmherzigen, sich um ihre kleinen Schmerzen bekümmernden Gott, vor dem sie sich anklagen konnte, von dem sie manches Mal gewähnt hatte, die tröstende Stimme zu vernehmen — eine Stimme, die ihr zurief: „Quäle dich nicht, was dich drückt, ist nicht von langer Dauer, und über all dem kleinen Jammer harrt deiner eine große Freude, und die währt ewig — und in dieser Freude soll dein müder Körper ausruhen und deine hartgeprüfte Seele soll sich neu darin beleben — die himmlische Seligkeit soll dir zu teil werden, so du mich nicht erzürnst durch deine Sünden!“

Ja, den Gott hatte man ihr genommen — das war ein Gott für die Kinderstube, hatte man ihr gesagt. Der Gott, an den sie noch glaubte, war ein großer, trauriger Gott, der, an seine eigenen Gesetze gebunden, unthätig dem Unheil zusah, das er durch seine wunderbare widerspruchsvolle Schöpfung heraufbeschworen — ein Gott, der ihr weder Belohnung noch Strafe, sondern höchstens ein erlösendes Vernichten versprach.

Ja, „ein erlösendes Vernichten“! — das war das Wort! Das ganze Leben erschien ihr als ein qualvoller Umweg ins Nichts. Und sie sollte vergehen, ohne auch nur das Leben kennen gelernt zu haben!

Eine Schwalbe hatte sich in die Kirche hinein verirrt und stieß ihr Köpfchen gegen eine gemalte Fensterscheibe. Arme Schwalbe! Gertrud betrachtete den kleinen Vogel mitleidig; dann stand sie auf und verließ die Kirche.

Auf dem Wege in die Crêmerie, in welcher sie ihren Hunger zu stillen gedachte, begegnete ihr Lozonczyi.

„Welch glücklicher Zufall!“ rief er ihr zu; „ich zerbrach mir gerade den Kopf darüber, wie ich Ihrer habhaft werden könnte!“

„Das ist ja sehr schmeichelhaft für mich,“ erwiderte sie lächelnd.

„Sie haben mir schrecklich gefehlt in diesen acht Tagen,“ fuhr er fort — „unerträglich haben Sie mir gefehlt. Apropos, was machen Sie heute mit Ihrem Abend?“

„Erst werde ich irgendwo zu Mittag essen, dann werde ich mich nach Hause begeben und mich schlafen legen,“ seufzte sie.

„Das sind trostlose Aussichten! Ich wollte Sie eigentlich auffordern, mit mir in die Oper zu gehen. Es wird ‚Faust‘ gegeben, und die Melba singt. Ich habe zwei Billets in der Tasche.“

Sie schwieg, und er fuhr fort: „Es sind Amphitheatersitze. Sehen Sie, wie vorsichtig ich bin! In der sogenannten Welt kennt Sie niemand mehr, und wenn Sie zufällig jemand erkennen würde, so wüßte er nicht, ob Sie mit mir allein im Theater sind oder ob die nebenan sitzenden Damen zu uns gehören. Seien Sie doch vernünftig und kommen Sie.“

Vernünftig! ... Wie sonderbar das Wort ihr durch die Seele klang! — Aber sie hatte sich schon so lange gewünscht, die Melba zu hören!

„Ich kann doch nicht mit Ihnen gehen, so wie ich bin,“ murmelte sie und blickte an sich nieder. Sie hatte ihr bestes Kleidchen an — ein hellgraues Wollmusselinkleid mit einem breiten weißen Gürtel. Es war sehr hübsch, aber opernmäßig war es nicht.

„Natürlich können Sie,“ entschied er. „Die Saison ist vorüber, man erwartet keine bloßen Schultern mehr in der Oper, und da Sie mir sonst vor Mattigkeit umkommen, so thäten Sie gut daran, vor der Oper mit mir zu Bignon zu gehen, etwas zu essen. Sagen Sie ja — sagen Sie ja!“

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Faust! ...

Es ist heute Mode geworden, diese ihrer Zeit beliebteste aller Opern zu verachten. Und doch läßt es sich nicht leugnen, daß wenig auf junge Gemüter so berauschend und aufreizend wirkt, als die Liebesmusik in „Faust und Margarethe“.

Während der Gartenscene fing Gertrud an zu fiebern — mächtiger als je drängte sich das geheimste Sehnen ihres Wesens ans Licht. Das kleine Diner bei Bignon war mit einem Glas Champagner gewürzt und überhaupt vortrefflich gewesen, sie war so gute Kost, so starken Wein nicht mehr gewöhnt. Ihre Lebensthätigkeit war erhöht, ihr Denken seltsam getrübt.

Die Kirchenscene, der Tod Valentins — die Hölle — das Ballett, ein toller Reigen menschlicher Verführungskünste! ...

Mit Ausnahme der Primaballerina, die konventionelle Pas in einem konventionellen Röckchen ausführte, tanzten die Höllenschönheiten in langen Kleidern, das heißt in langen, sich enganschmiegenden Schleiern, durch die man ihre Glieder schimmern sah. Sie tanzten langsam, mit dem ganzen Körper, wie sie es den Almeen und den spanischen Gitanen bei der kürzlich stattgehabten Weltausstellung abgelauscht. Von den Almeen und spanischen Gitanen hatten sie nur das Schönste angenommen und es künstlerisch verklärt.

Der Effekt war magisch. Gertrud, die sich sonst nur mit einem spöttischen Lippenzucken abzuwenden pflegte, wenn die kurzgeschürzten Ballerinen auf der Bühne erschienen waren, um dort ihr flinkes und geschmackloses Unwesen zu treiben, konnte diesmal den Blick von den Tänzerinnen nicht losreißen. Sie war zu sehr Künstlerin, um nicht zu genießen, was sie sah.

Ein paar Ausländerinnen hinter ihr ereiferten sich über die Anstößigkeit des gebotenen Schauspiels.

Mit einemmal war der glänzende Spuk verschwunden — über eine graue Heide schlich das Gretchen, ein bleiches Gebilde, eine von der Reue heraufbeschworene Er-

innerung — langsam — langsam schwebte sie dahin über die graue Heide. Lozonczyi atmete hörbar.

„'s ist der großartigste Moment in der ganzen Oper!" sagte er.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Jetzt war's vorbei!

Vorbei das Drängen Fausts — vorbei der weltentrückte, zukunftsscheue, in der Vergangenheit herumirrende Wahnsinn Gretchens — die Zärtlichkeit, die Sehnsucht, die an dem toten Glück rüttelt, das sie nicht mehr beleben kann — vorbei Mephistos Hohn und Fausts Verzweiflung und Gretchens im Tode auferstandene Reinheit.

Gertrud war mit Lozonczyi auf den Platz vor der Oper getreten. Der Himmel war grau, die Luft war schwül. Lozonczyi rief einer vorüberrollenden Kutsche zu. Gertrud stieg hinein — er stieg ihr nach.

„Wenn Sie erlauben, führe ich Sie bis nach Hause," sagte er. Gertrud wehrte ihm nicht. Sie saß neben ihm stumm, verträumt. Durch das aufgärende Wünschen und Sehnen in ihrem Innern zog ein Hauch verklärender Poesie. Immer wieder hörte sie's: „Süße Lust ... süße Lust ..."

Lange schwiegen beide. Endlich sagte Lozonczyi: „So schön wie heute hab' ich Sie noch nie gesehen."

Sie zog die Brauen zusammen und erwiderte ihm mit unsäglicher Bitterkeit: „Was nützt es!"

An der Thür des Hôtels du Vatican ließ er den Wagen halten und verabschiedete ihn. „Ich will Sie noch die Treppe hinaufgeleiten," meinte er.

Das Haus war dunkel, er zündete ein Wachszündhölzchen nach dem andern an, um ihr hinaufzuleuchten. Er trat in ihr Zimmer, um ihr zu helfen, ein Licht zu finden — dann kam ein Augenblick verlegenen Zögerns — endlich verabschiedete er sich von ihr stumm, mit einem langen Handkuß.

Er ging die Treppe hinab — langsam — langsam, einen Absatz, zwei Absätze — dann blieb er stehen. ...

Was für ein schmerzlicher, wimmernder Laut war das? Wer war's, der weinte? Wer konnte es sein? — Er kehrte um, stieg ein paar Stufen hinauf ...

Das Wimmern tönte aus ihrem Zimmer, sie mußte aus Zerstreutheit, aus Benommenheit vergessen haben, die Thür zu schließen, sonst hätte er es nicht so deutlich gehört.

Sein Atem war kurz. Er eilte hinauf — die Thür war nur angelehnt. Er schob sie zurück — machte ein paar Schritte vorwärts ...

Mit bereits aufgelöstem Haar, welches sie offenbar im Begriff gewesen war, für die Nachtruhe zu ordnen, lag Gertrud auf ihrem Bett und schluchzte.

Achtunddreißigstes Kapitel.

In einem der unteren Stockwerke des Hôtels du Vatican wohnte ein blasses, stilles Mädchen, das Luise Moreau hieß.

Von ihrer Familie wegen eines Fehltritts ausgestoßen, studierte sie Medizin, um sich zur Krankenpflege auszubilden.

Trotzdem man von dem Flecken auf ihrer Vergangenheit wußte, genoß sie nicht nur die allgemeine Sympathie, sondern auch wirklich Achtung. Sehr zurückhaltend, fiel sie im gewöhnlichen Leben niemandem zur Last, war hingegen immer bei der Hand, wenn etwas schief ging und sie jemandem einen Dienst leisten konnte.

Das erste Morgenlicht schwebte grau und glanzlos über der Rue de Tournon, als hastig an der Thür der jungen Krankenpflegerin geklopft wurde. Sie fuhr auf, warf einen Morgenrock um und lief nachzusehen, was es gab.

Draußen im Korridor stand die Baronin Brock, die Mutter des kleinen Geigers, außer sich und flehte die junge Krankenpflegerin um deren Beistand an.

Ihr Sohn war von Herzkrämpfen befallen worden — sie wußte sich nicht zu helfen. Luise Moreau nahm nur hastig ein paar Medikamente zu sich und eilte mit der vor Angst geradezu kopflosen Mutter die Treppe hinauf.

Mit einemmal hörten die beiden Frauen leise eine Thür im oberen Stockwerk gehen, kurz darauf begegneten sie einem Manne, der, den Hut tief in der Stirn, den Rockkragen hinaufgeschlagen, sichtbar zusammenschrak, als er ihrer gewahr wurde, und sich in den Schatten drückte. Die Baronin Brock hielt ihn für einen Dieb und wollte das Haus alarmieren. Luise Moreau zupfte sie am Aermel und machte eine Schweigen gebietende Geste.

Das blasse Mädchen war ganz rot geworden. Jetzt erfaßte die Baronin Brock den Zusammenhang der Situation. „Sie meinen, daß ... eine Dame ... da oben ...“ stammelte sie.

„Ich meine nichts ... ich weiß nichts ...“, sagte Luise hastig und ungeduldig — „außer — außer, daß es nicht angezeigt gewesen wäre, Lärm zu schlagen in diesem Fall.“

Neununddreißigstes Kapitel.

„Warum kommt denn die Glimm nicht mehr, seit vier Tagen hat sie sich nicht sehen lassen. Ist sie krank?“ fragte eine der Schülerinnen.

Es war Nachmittag, die Hitze in dem Atelier tötend. Lozonczyi war zu der Korrigierstunde erschienen. Er sah schlecht aus.

Eine der Schülerinnen wandte sich an ihn mit der Frage, ob er nichts von Gertrud wisse. Er zuckte die Achseln; „wie sollte ich?“ sagte er etwas mürrisch.

„Na hören's — dös is komisch, daß Sie fragen!“ lachte Fanny Isolany. „Sie hat Ihnen Ihre ‚Sehnsucht‘ g'standen, eine Zeit lang haben Sie's alle Tag g'sehen — wie haben mir ahnen sollen, daß die Freundschaft aus is.“

„Aber 's ist ja keine Rede davon, daß die Freundschaft aus ist — nur hatte ich momentan keine Veranlassung, Fräulein von Glimm zu sehen,“ erwiderte Lozonczyi, und dabei machte er einen so falschen Strich in die Studie, an welcher er soeben herumkorrigierte, daß die sich um ihn drängenden Schülerinnen sich verwundert ansahen.

Die meisten unter den Anwesenden blieben stumm; nur Fanny Isolany, um deren Studie es sich handelte, wehrte sich gegen die Ungeschicklichkeit des Meisters.

„Na, da hört sich alles auf!“ rief sie aus — „dös is gar ka Korrektur, dös is a Amputation! und noch oberdrein a verpfuschte!“

„Immer witzig, die Fanny,“ rief offenbar betreten Lozonczyi. „Na, den Schaden werd' ich gut machen, für die verdorbene Studie schenk' ich Ihnen eine Skizze von mir. Aber vorher müssen wir Freundschaft schließen, schöne Fanny.“ Er nahm sie unter dem Kinn und wollte sie küssen. Sie aber war schlecht auf ihn zu sprechen. „Geben S' Ruh oder ich sag's Ihrer Frau!“ wehrte sie, sich ihm unwirsch entwindend.

„Ist Lozonczyi verheiratet?“ riefen einige der Schülerinnen.

„Natürli is er verheirat' — ich waß scho long — er will nöd, daß man davon spricht, weil er sich als lediger Herr besser in der Welt amüsiert. I hab long g'schwiegen, aber heut is mir's rausg'fahren, weil i fuchtig bin auf ihn! Ach!“ ... Sie drehte sich um — das ganze Atelier drehte sich um und blickte nach der Thür. — In dem Rahmen derselben stand Gertrud von Glimm.

Sie mußte schon längere Zeit dagestanden und den größten Teil des Gesprächs vernommen haben. Sie war totenblaß, die schweren bräunlichen Lider senkten sich tief über die glanzlosen Augen, über die roten Lippen schwebte ein violetter Schimmer — sie waren gesprungen, wie vom Fieber.

Den Gruß der Kolleginnen mit einem stummen Kopfnicken erwidernd, schlich sie sich an ihre Staffelei heran. Dort blieb sie sitzen und machte mit einem Stück Kohle Kreuz- und Querstriche auf eine noch unbemalte Leinwand, die vor ihr stand. Man merkte ihr an, daß sie nicht wußte, was sie that.

Indes ging Lozonczyi von einer der Schülerinnen zur andern.

Er hielt sich unverhältnismäßig lang bei den unbedeutendsten auf, die er sonst mit einem Worte abzufertigen pflegte, und wich Gertrud aus.

Man fing an, ihn zu beobachten, sich zu fragen, ob er

sie nicht ganz übergehen würde — was es zwischen den beiden gegeben haben müsse. —

Er merkte es — sein Mund wurde trocken, seine Stirn feucht. Er mußte seine ganze Willenskraft zusammennehmen, um an Gertrud heranzutreten.

Die Hand auf ihre Stuhllehne stützend, beugte er sich über sie und meinte: „Sie haben gar nichts gemacht?"

„Nein, gar nichts," erwiderte sie tonlos.

„Sie scheinen nicht auf dem Posten — offenbar ein wenig Uebermüdung — Sie sollten sich schonen — für ein paar Wochen aufs Land gehen . . ."

Sie hob den Kopf ein wenig, sein Blick begegnete dem ihren, dann senkte sie die Lider von neuem über ihre trüben, matten Augen.

„Adieu!" sagte er hastig, ihr die Hand reichend. „Adieu, meine Damen!"

Vierzigstes Kapitel.

Nach Hause — das heißt in ihr elendes Stübchen zurückgekehrt, stand sie lange am Fenster und blickte hinunter in den schmalen, dunstigen Hof.

Es war kein Blutstropfen in ihren Adern, der nicht brannte vor Scham, keine Faser in ihrem Fleisch, die sich nicht krümmte vor Schmerz.

Manchmal fühlte sie das Leid in der Brust wie einen großen kalten Druck, der sie zu Boden zog, dann wieder fuhr ihr die Verzweiflung in die Glieder, wie eine lodernde Flamme. Einen Augenblick war sie so müde, daß sie keinen Finger zu rühren vermochte — im nächsten zuckte ihr die Unruhe wie Wahnsinn durch die Seele, so daß sie wer weiß wohin hätte laufen mögen, um dem zu entfliehen, von dem sie längst eingeholt worden, um das von sich abzuschütteln, was nun für immer mit ihrem Leben zusammengewachsen war.

Sie wollte sterben. Sie beugte sich tief hinab über die eiserne Schutzwehr vor ihrem Fenster — nur ein Ruck, und es war aus — alles!

Sie fuhr zurück wie Espenlaub zitternd. Eine Vision durchzuckte sie: Sie sah sich unten liegen in dem Hof, zerschmettert, mit um den Kopf zerflattertem Haar, in einer Blutlache, die sich mit den faulenden Wassern der Gosse mischte, zwischen den kranken, matten Topfpflanzen. Die abscheulichen Dinge, die man über sie sagen würde, schwirrten ihr durch die Seele. Eine gräßliche Angst, die Leute könnten erraten, weshalb sie den Tod gesucht hätte, schnürte ihr die Kehle zu. Sie war wie verrückt vor Scham — sie hätte ein Verbrechen begehen können, um die Leute daran zu hindern, die Wahrheit zu entdecken.

Nein! Sie wollte nicht sterben — erstens wegen des Geredes, welches sie durch einen Selbstmord heraufbeschwören würde; zweitens . . . zweitens, weil sie inmitten ihrer Verzweiflung eine ganz erbärmliche, von tausend religiösen Skrupeln verschärfte Todesfurcht empfand.

Religiöse Skrupel, ja — so seltsam es erscheint, sie tauchten jetzt in ihr auf, wie sich überhaupt plötzlich tausend längst vergessene Denk- und Anschauungsgewohnheiten in ihr meldeten. Es war, als ob durch die große Erschütterung die alte scheintote Gertrud plötzlich zu neuem Leben erweckt worden wäre.

Sie konnte nicht still sitzen, sie mußte sich bewegen, rasch und unaufhörlich. Sie begab sich ins Freie! . . .

Unten im Hausflur stand die Baronin Brock; sie hielt sich sehr gerade und rechnete mit der Hauswirtin ab, die neben einem Strauß halbverblühter Levkojen hinter ihren Büchern saß und fragte, wodurch das Hôtel du Vatican die Unzufriedenheit der Frau Baronin erregt habe? Die Frau Baronin hatte nämlich, von einem Tage zum andern, gekündigt und stand im Begriff, auszuziehen.

Die Frau Baronin äußerte sich nicht, und der Sohn, der, ein magerer grüner Junge mit zu langen Armen und Beinen in einem ausgewachsenen Matrosenkostüm, das blaue Barett überm Ohr, den Geigenkasten in der Hand, neben ihr stand, wendete sich ab und grinste.

Gertruds Mißbehagen wuchs, während sie an Mutter und Sohn vorbeiging. Sie kam jetzt an keinem Menschen mehr vorbei, ohne sich zu fragen: „Ahnt er etwas?“ Aber die Baronin ahnte nichts. Gertrud von Glimm hatte sich im Chimärenviertel eine so hochmütige, sittliche Ausnahms-

stellung bewahrt, daß die Baronin von allen Damen, welche die oberen Stockwerke bewohnten, eher eine bucklige und fadenscheinige alte Engländerin in Verdacht gehabt hätte, heimlich einen Liebhaber bei sich zu empfangen, als Gertrud von Glimm.

Nachdem Gertrud bereits ein paar Schritte in die Straße hinausgegangen war, hörte sie ein Rascheln von Seide neben sich. Die Baronin war ihr nachgeeilt — der Sohn stand noch immer vor dem Papierladen und grinste über seine Schulter zu den Rosenkränzen und Heiligenbildern hinein. Offenbar hatte ihm die Mutter befohlen, zurückzubleiben, weil sie Gertrud etwas zu sagen hatte, was er nicht hören durfte.

„Mein liebes Fräulein!“ begann die Oesterreicherin, „ich hab' mir's lange überlegt, ob ich's Ihnen sagen sollte; ich weiß, in der Welt heißt's, man solle sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen, aber ... ich bin nun immer eine ganz hausbackene Frau geblieben, und Sie haben mir's vom ersten Augenblick angethan — das Vatican ist kein Hôtel für Sie.“

„Und warum?“ fuhr's kurz und heftig aus Gertrud heraus.

„Warum? ...“ Die Baronin machte ein sehr unglückliches und sehr verlegenes Gesicht. „Ich bin eine alte Frau,“ murmelte sie, „und doch geniert es mich, davon zu sprechen — besonders mit einem jungen Mädchen; aber da Sie so allein dastehen und keine Mutter mehr haben ... hm ... ich will den Stein gegen keine aufheben ... aber es gehen in dem Hôtel Dinge vor ... neulich, gegen vier Uhr früh, als meinem Buben schlecht geworden, und ich hinuntergelaufen war, um die Hilfe Mademoiselle Moreaus anzusprechen, begegnete uns auf der Treppe ein Mann ... der aus dem oberen Stockwerk kam, ein Herr — der ... nun, ich weiß nicht, bei wem er gewesen war — ich hab' einen Verdacht, aber zu was ihn äußern! — Ich sage auch keinem Menschen, warum ich ausziehe und was vorgekommen ist, außer Ihnen, und Ihnen nur, damit Sie einsehen, daß ein Hôtel, in dem solche Dinge vorkommen, kein Aufenthaltsort für Sie ist!“

„Entsetzlich!“ murmelte Gertrud, der das Fleisch an den Knochen brannte.

„Armer Narr!“ sagte die Oesterreicherin, „solche Sachen treffen tief in ein zartes, junges Gemüt. Aber ich fühlte

mich verpflichtet, es Ihnen zu sagen — verzeihen Sie einer alten Frau, der bittere Erfahrungen im Leben nicht erspart geblieben sind, wenn sie sich erlaubt, Ihnen einen Rat zu erteilen. Und um Gottes willen schweigen Sie, ich will niemandem schaden. Hôtel Garnis sind überhaupt kein passender Aufenthaltsort für alleinstehende junge Mädchen — ziehen Sie doch lieber in eine gute Pension — oder — Sie sind ja katholisch — in ein Kloster."

„Es wird wohl das Beste sein!" murmelte Gertrud, und dann setzte sie noch hinzu: „Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Warnung."

Einundvierzigstes Kapitel.

Als sie wieder allein war, schien es, als ob sich die Last, welche sie mit sich schleppte, verzehnfacht habe. Sie erschrak über ihre plötzlich erworbene Verstellungskunst. Woher hatte sie die genommen, sie, die immer die Aufrichtigkeit in Person gewesen war! Es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie durch ihre feige Verlogenheit den Verdacht von sich auf andre Unschuldige abgelenkt habe. Wer wohnte außer ihr noch in dem oberen Stockwerk — die Lindner und die erwähnte bucklige Engländerin. Sie hätte umkehren mögen und laut schreien: „Ich war's — ich war's!" — aber sie kehrte nicht um, sondern ging weiter, immer weiter, sie wußte anfangs gar nicht wohin.

Eine grausame Schärfe des Denkvermögens, eine furchtbare innere Helligkeit hatte sich ihrer bemächtigt; aus der Vergangenheit stiegen allerhand sie verhöhnende Erinnerungen in ihr auf. Sie gedachte des physischen Ekels, der ihr jedesmal durch die Adern geschlichen war, wenn sie von dem Fehltritt eines jungen Mädchens aus ihrer gesellschaftlichen Sphäre gehört hatte — die Nachsicht, die sie ihren Kolleginnen entgegengebracht, war im Grunde nichts gewesen als hochmütige Verachtung. An solche arme, schlecht erzogene Mädchen durfte man keine Anforderungen stellen, hatte sie sich gesagt und war fest davon überzeugt gewesen, daß alles, was jene zur Sünde verführt hatte, ihr gänzlich ungefährlich sei. Sie war sehr stolz gewesen auf ihre Keusch-

heit, so stolz, wie es ein Mädchen nur sein kann in einer Umgebung, wo diese Eigenschaft nicht mehr als etwas ganz Selbstverständliches, sondern als eine Ausnahme betrachtet wird.

Ihre Keuschheit war ihr letzter Luxus gewesen. Und jetzt ... vorüber ... vorüber für immer ... unwiederbringlich!

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Sie hatte Lozonczyi nie geliebt — als der erste Sonnenstrahl in ihre Dachkammer brach, war der Rausch vorbei — was sie zur Sünde getrieben, war Eitelkeit, Nervenüberreizung und etwas so Niedriges gewesen, daß sie es auch jetzt in diesem Augenblick rücksichtsloser Selbstanklage vermied, sich darüber ganz klar zu werden.

Ihr Denken war getrübt gewesen, aber er hatte wissen müssen, was in ihr vorging; er hatte wissen müssen, daß sie einfach in einem Moment sittlicher Müdigkeit bereit gewesen war, einen moralischen Selbstmord zu begehen.

Wenn nur ein Atom Großmut, wirklicher Ritterlichkeit in ihm gewesen wäre, hätte er sie geschont.

Sie hatte ihn nie geliebt — jetzt haßte sie ihn.

Und dennoch, mit diesem Grauen vor ihm, diesem Haß im Herzen, war sie nach drei Tage langem Ueberlegen zu dem Schluß gekommen, daß die einzige Möglichkeit einer moralischen Rettung für sie eine eheliche Verbindung mit ihm war.

Wenn sich einer anständigen Frau plötzlich die Scham bemächtigt hat, so greift sie, falls sie nichts andres findet, um ihre Blöße zu decken, nach einem Nessushemd.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Der Abend war hereingebrochen. Sie hatte sich mit ihrer Verzweiflung in den Luxemburggarten geflüchtet. Es fing an, sehr still zu werden hier. Die Kindermädchen mit ihren lachenden, lustig tollenden Schützlingen hatten sich zurückgezogen, und die Vögel schwiegen. Ein paar müde

Menschen, die nach schweren Tagesmühen hergekommen waren, sich auszuruhen und frische Luft zu atmen, saßen da und dort auf einem Sessel, den Rücken gegen den Weg und das Gesicht dem Gebüsch zugekehrt, sich auf diese Weise der angenehmen Täuschung einer verhältnismäßigen Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit ergebend.

Nur die, welche keinen Sessel erschwingen konnten, saßen auf den Bänken, die man nicht bewegen, und auf denen man sich infolgedessen der Musterung der Vorübergehenden nicht entziehen kann. Bilder gräßlichen Elends, physischer und moralischer Verkommenheit erblickte man da — Obdachlose, welche das Dunkel erwarteten, um sich, die Wachsamkeit der Stadtsergeanten betrügend, in die Büsche zu verkriechen für die Nacht.

Die Schatten der Büsche streckten sich lang über die Rasenplätze hin, grau und traurig zwischen dem rötlichen Abglanz der tief einfallenden Sonnenstrahlen. Der Stadtlärm tönte herüber wie fernes Gewittergrollen, in das sich das Summen eines Bienenschwarms mischt.

Ohne sich nach rechts oder links umzuschauen, wanderte Gertrud weiter. Da näherte sich ein Tritt, den sie kannte. Sie sah auf — vor ihr stand Lozonczyi.

„Gut, daß ich Sie finde!" rief er hastig, verlegen den Hut lüftend — das in einer Nacht mißbrauchte „Du" war ihm nicht geläufig, er redete sie mit „Sie" an. „Ich mußte mit Ihnen reden, und ich wußte nicht, wie ich Ihrer habhaft werden sollte. Ich zögerte, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen — nur aus Angst, den Leuten Gelegenheit zur Nachrede zu geben. Ich erwartete Sie vergeblich im Atelier — fast um jede Tagesstunde erwartete ich Sie. Heute sah ich Sie endlich . . . ich wollte etwas verabreden mit Ihnen, aber es ergab sich keine Gelegenheit . . ."

„Was wollten Sie verabreden?" unterbrach sie ihn scharf.

„Unsre nächste Zusammenkunft . . ."

Fast ohne zu wissen, was sie that, war sie an seiner Seite einem einsameren Weg des Gartens zugeschritten. Die Schatten rings um die beiden waren dicht und die Menschen weit. — Sie hatte bis dahin geschwiegen. Jetzt hob sie den Kopf und, ihn finster anblickend, wiederholte sie: „Unsre nächste Zusammenkunft?"

Er runzelte die Stirn, und nicht ohne eine gewisse Un-

geduld in der Stimme begann er von neuem: „Vor allem bitte ich Sie, mir zu glauben, daß das, was geschehen ist, wirklich eine Uebereilung der Leidenschaft und keine wohlüberlegte Schändlichkeit war. Ich weiß nicht, was ich thäte, um es ungeschehen zu machen — seitdem ich sehe, wie Sie es auffassen — und daß Sie noch ganz in den Banden der alten Vorurteile schmachten. — Da wir aber der Vergangenheit nichts mehr nehmen können, was ihr einmal gehört, müssen wir trachten, uns die Zukunft mit den gegebenen Mitteln schön zu gestalten."

„Die Zukunft! ..." murmelte Gertrud dumpf. „Die Zukunft ..."

„Ja," wiederholte er, „die Zukunft. Sie wußten nicht, daß ich verheiratet bin?"

„Nein, ich wußte es nicht."

„Und Sie dachten ..."

Ohne zu antworten, senkte sie den Kopf. — Er verstand sie. Nach einer langen Pause begann er wieder: „Eine gesetzliche Verbindung ist zwischen uns leider nicht möglich!" Seine Stimme klang rauh, während er fortfuhr: „Meine Frau willigt in keine Scheidung. Aber alles, was außerhalb der Ehe, der rein konventionellen Formel liegt, das ist möglich. — Gertrud, was ich für Sie fühle, habe ich für keine andre Frau gefühlt. — Verbrennen Sie Ihre Schiffe — reichen Sie mir die Hand zum Bunde durchs Leben — ich versichere Ihnen, es wird ein glänzendes, interessantes Leben sein. Alles, was unschön ist, will ich Ihnen fern halten — Sie sollen eine Ausnahmsstellung einnehmen in meiner Welt, Ihre Wünsche sollen mir Gesetz sein. Sprechen Sie nur einen aus, dessen Erfüllung in meiner Macht liegt — er ist schon gewährt!"

Gertrud richtete die Augen auf ihn, finster, vernichtend. „Ich habe einen Wunsch," sagte sie — „einen einzigen."

„Den ich erfüllen kann?"

„Ja."

„Sprechen Sie!"

Sie schöpfte tief Atem, dann sehr langsam — sehr deutlich sagte sie: „Ich wünsche, daß Sie mir nie, nie mehr unter die Augen treten möchten!"

Er zuckte zusammen wie unter einem Schlag. Staunend betrachtete er sie. Sie stand vor ihm blaß und elend, aber

hoch und stolz. Er merkte, daß es ihr Ernst und daß gegen ihren Entschluß nicht anzukämpfen war.

„Wie Sie befehlen!“ murmelte er. — „Leben Sie wohl!“ setzte er nach einem Weilchen hinzu. Er wollte ihr die Hand reichen zum Abschied — sie wies die Hand zurück. Dann ging er — sie sah ihn verschwinden in den lang hindämmernden Abendschatten. Als die Schatten seine Gestalt verschlungen hatten, fühlte sie eine Art Erleichterung.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Einige Tage später standen die zwei Russinnen, Fanny Isolany und Jastonde St. Prix in dem von wilden Weinreben umflatterten Höfchen der Akademie Hudry Menos und debattierten sehr lebhaft über die beiden großen Tagesneuigkeiten — Lozonczyi hatte seine Professur in der Akademie niedergelegt, und Gertrud von Glimm war an einem bösartigen Nervenfieber erkrankt.

Was hatte das zu bedeuten — in welcher Beziehung stand Gertruds Nervenfieber zu Lozonczyis Rückzug?

Die eine Russin — die mit dem Botschaftsonkel, Annette Michailowna Bogdanow, meinte: „Es liegt auf der Hand, er hat ihr unanständige Anträge gemacht, und sie hat ihn zurückgewiesen.“

„Unsinn!“ entgegnete die Isolany, „sie hat's darauf angelegt, ihm den Kopf zu verdrehen — und nachdem er mit dem Bilde fertig war und sie nimmer braucht hat, hat er sie sitzen lassen.“

„Sie hat sich Hoffnung gemacht, daß er sie heiraten wird,“ erklärte die zweite Russin; „erinnern Sie sich nicht, meine Damen, sie wurde ja fast ohnmächtig, als sie durch diese boshafte Fanny erfuhr, daß Lozonczyi bereits mit einem Weibe gesegnet sei.“

„Na, anen Krach hat's zwischen ihnen gegeben!“ rief die Isolany, dann sich die Hände reibend und lustig schmunzelnd, setzte sie hinzu: „Aber i möcht' auf die médaille d'honneur im nächsten Salon verzichten, wann ich's erfahren könnt', ob's vor dem Krach no was anders zwischen den zwan gegeben hat!“

St. Prix zuckte die Achseln und erklärte: „Und wenn — bei einer Künstlerin geht das niemanden etwas an.“

Indessen lag Gertrud in dem Zimmer Luise Moreaus. Die junge Krankenpflegerin hatte sie hineintragen lassen, weil die Luft darin etwas besser als in dem Gertruds war — mit brennendem Kopf und schweren, wunden Gliedern lag sie da.

Luise Moreau wich nicht von ihrer Seite und pflegte sie wie eine Mutter. Tage um Tage vergingen, ohne daß Gertrud wußte, wer sie pflegte.

Endlich, an einem regengekühlten Julitag, erwachte sie. Ihr war's, als ob sie aus einer schwülen, scharlachroten Wolke heraus endlich wieder in reines Licht sehen könne.

Sie erkannte Luise Moreau, sie erinnerte sich dessen, wie hochmütig sie die arme, blasse Sünderin verachtet, wie sie sich geradezu abgestoßen von ihr gefühlt hatte. Sie hatte sich nie überwinden können, ihr die Hand zu geben.

Als sie merkte, daß die Kranke zum Bewußtsein gekommen war, trat Luise zu Häupten des Bettes und sagte mit einem unbeholfenen Versuch, zu scherzen: „Verzeihen Sie, daß ich mich unbefugt in Ihre Angelegenheiten mischte. Wir haben Sie in mein Zimmer übertragen, weil es größer und luftiger ist — der Doktor hielt es für gut. Und Sie dürfen nicht böse sein, daß gerade ich Ihre Pflege übernommen habe. Wenn Sie gesund sein werden, mache ich gar keinen Anspruch auf Ihre Bekanntschaft mehr — dann können Sie mich wieder meiden.“

Ein überwältigendes Bedürfnis, ihren vergangenen Hochmut abzubüßen, sich zu demütigen, überkam Gertrud. „Ich habe nicht das Recht mehr, irgend jemanden auf der Welt zu meiden, am wenigsten eine Heilige, wie Sie es sind!“ murmelte sie, und nach der Hand ihrer Pflegerin greifend, führte sie dieselbe an ihre Lippen.

Sie wußte, daß diese Worte ein Geständnis ihrer Schuld enthielten. Mit jemandem mußte sie sich aussprechen können, und etwas sagte ihr, daß sie der Diskretion Luise Moreaus sicher war. Einen Augenblick herrschte zwischen den beiden Mädchen tiefes Schweigen. Luise Moreau streichelte leise den Kopf der Kranken. Nach einer Weile begann diese zagend: „Wie haben Sie's denn überhaupt fertig gebracht, weiter zu leben ... danach?“

„Leicht war es nicht,“ entgegnete ihr Luise seufzend.

„Das Schwerste dabei war der erste Schritt nach einer neuen Richtung — das vollständige Brechen mit meinen alten Lebensverhältnissen. Wie das einmal hinter mir war, gab sich alles andre von selbst.“

„Aber war denn das durchaus notwendig?“ fragte Gertrud scheu.

„Ich glaube ja — wenn ich mich weiterhin gradhalten wollte,“ erklärte Luise. „Es gibt nur zwei Wege in solchem Fall, entweder man nimmt die Konsequenzen der Sache auf sich, läßt die Leute reden und weicht ihnen aus — wenn man sie entbehren kann. Kann man sie nicht entbehren, nun so ist man darauf angewiesen, den Menschen etwas vorzulügen.“

„Aber kann man nicht einfach schweigen?“ fragte schüchtern Gertrud.

„Ja ... aber man muß den Menschen doch ausweichen — denen, die uns verdammen würden, sonst ist das Schweigen doch nur ein Betrug. Entweder — oder. Wer zwischen den beiden Alternativen schwankt, der geht einfach zu Grunde.“

Sobald Gertrud das Bett verlassen konnte und den Strapazen einer Eisenbahnfahrt gewachsen war, reiste sie mit Luise Moreau in ein kleines Seebad. Als sie in das Atelier zurückkehrte, war's Anfang Oktober.

Sie sah bleich und traurig aus — aber der unzufriedene Ausdruck war aus ihrem Gesicht, die zerfahrene Unruhe war aus ihrem Wesen geschwunden.

Sie war still, schüchtern, aber freundlich und hilfbereit. Ihr Anzug war ordentlicher und um eine Spur weniger jugendlich als früher. Ihre Frisur war nicht mehr so kleidsam wie sonst, aber ihr Haar war besser gebürstet. Sie arbeitete wie noch nie — mit einem Ernst, den nichts zerstreuen, einer Ausdauer, die nichts ermüden konnte.

Es war ein stiller, grauer Tag, an dem sie in das Atelier zurückkehrte — draußen über den Dächern hing ein weißlicher Nebel, der sich in Regen auflöste. Man hörte die Tropfen schwer und eintönig niederfallen — sonst nichts. Kein Hauch regte sich in der Luft — es war alles still, still — still, traurig und friedlich. Das Lied der großen Chimäre war verstummt.

Drittes Buch.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Mehrere Jahre waren verflossen.

Gertruds ehemaliger Anbeter, Dick Grant, war wieder, Amerika müde, nach Paris, dem Mekka seiner Landsleute, geflüchtet, um sich ein wenig zu zerstreuen. Er nannte das die Kur brauchen gegen den Spleen.

Die Besichtigung der Museen und Kunstschätze war natürlich in der Pariser Kur, welcher der junge Amerikaner sich unterzog, nicht mit einbegriffen, ja sie liefen dem Lebensplan, welchen er sich für die ersten Wochen seines Pariser Aufenthaltes vorgeschrieben, sogar gänzlich zuwider.

Erst als er sich nach etwa zweimonatlichem vergnügten Bummelleben an Leib und Seele gestärkt und vollkommen spleenfrei fühlte, packte ihn eines Tages die Neugier, und er entschloß sich, die modernen Ausstellungen zu besuchen.

Er fing mit dem Salon auf dem Marsfelde an. Man hatte ihm so viel vom Unfug der den alten Traditionen und dem alten Salon abtrünnigen französischen Farbenrevolutionäre erzählt, daß er neugierig geworden war.

Zu seinem großen Erstaunen fand er im französischen Secessionistensalon fast nichts, was er eigentlich als lächerlich bezeichnen, und sehr wenig, worüber er sich entsetzen konnte. Die Farbenskala war im allgemeinen heller, die dargestellten Bewegungen rascher, dem Leben abgelauscht. Ueberhaupt machte sich ein deutliches Streben bemerkbar, der Natur etwas näher, als es früher Mode gewesen, an den Leib zu rücken. Die großen, langweiligen, historischen Bilder, welche nach künstlich gruppierten Modellen gemalt zu sein scheinen, fehlten. Aber das bedauerte Dick nur wenig.

Die Ausstellung interessierte ihn bald aufrichtig, er begann sich wohl zu fühlen in den hohen, stillen Räumen,

in denen der Geruch von Firnis und Oelfarben eine längst verjährte Erinnerung in seiner Seele wachlockte.

Was denn nur? ...

Ja, es hatte einmal eine Zeit gegeben, wo das Besuchen von Ausstellungen und Ateliers zu den Hauptbeschäftigungen seines Lebens gezählt, und er täglich irgend eine Sammlung und ein halbes Dutzend Ateliers besehen hatte, nur um darüber reden zu können wie ein Maler.

Er sah ein schlankes, blasses Mädchen vor sich mit großen, traurigen, freundlich blinkenden Augen langsam hinschleichen an der sonnigen Seite des Boulevards neben einer gebückten, alten Frau, die ihr am Arme hing. Die alte Frau hatte unter schneeweißen Scheiteln ein rosiges Kindergesicht, das häufig von einem mürrischen, unzufriedenen Ausdruck in die Länge gezogen war. Auf dem Antlitz des blassen Mädchens zeigte sich nie eine Spur von Unzufriedenheit. Ihre freundlichen Augen blieben immer traurig, aber ihr Mund lächelte, und sie plauderte unermüdlich von lustigen Dingen so lange, bis sich endlich ein heiterer Glanz in die müden Augen der alten Dame schlich. Dann atmete das Mädchen auf wie erleichtert nach einer großen Anstrengung und verstummte.

Wie oft hatte er das beobachtet! An schönen Herbsttagen hatte er regelmäßig um eine bestimmte Stunde vor der Kirche St. Augustin gewartet, um beide vorübergehen zu sehen.

Wie von einem Heiligenschein umschimmert, hatte sie ihn angemutet; er hatte sie innig und andächtig geliebt! Wie es ihn damals gedrängt hatte, sie aus der ihr ungewohnten, sorgenschweren Dürftigkeit in die verhätschelte, glänzende Existenz zurückzuführen, für die sie eigentlich geschaffen war!

Er hatte sie heiraten wollen — sie hatte ihn ausgeschlagen.

Schade! — Er war ja längst darüber hinaus. Aber es war doch schade!

„Wenn sie mich damals genommen hätte," grübelte er weiter, „so hätte sie aus mir machen können, was sie gewollt. Ich wäre ein Fanatiker des Familienlebens geworden, anstatt mich, wie ich's thue, aus einem Klub in den andern herumzutreiben, oder auch von einer Hauptstadt zur andern meinem Spleen davonzulaufen — und für sie wär's auch besser gewesen! Armes Ding!"

Wieder stieg ein Bild in seiner Erinnerung auf; diesmal wehrte er es mit einem Schauder von sich ab. Zu was dabei verweilen — man denkt nicht gern zurück an den Moment, in dem man eine Illusion verloren hat!

So tief war er in seine Betrachtungen versunken gewesen, daß er ganz vergessen hatte, wo er sich befand. Da weckte ihn eine Stimme, die ihm irgendwie bekannt vorkam.

„Prachtvoll!“ hörte er diese Stimme sagen — „ich versichere Ihnen, einfach prachtvoll! Ich weiß in der ganzen Ausstellung wenig Bilder, die ich dieser Leistung zur Seite stellen könnte! C'est un tableau de maître — ersten Ranges!“

Ein großer, brauner Mensch war's, der die Worte fallen ließ; neben ihm ging ein Greis, dessen Gesicht an die gelbe Fratze eines in Elfenbein geschnitzten japanischen Hausgottes erinnerte.

Dick Grant erkannte den Bildhauer Jessendy und einen bekannten Pariser Journalisten. Er legte die Hand an die Krempe seines Hutes und blickte nach dem Bildhauer hin. Dieser stutzte, zwinkerte, dann lief er mit ausgestreckter Hand auf den Amerikaner zu: „Monsieur Grant! Quel plaisir!“

Es folgten einige Begrüßungsphrasen, man fragte nach alten Bekannten. Jessendy erkundigte sich nach Mrs. Lyndhurst, und Grant erkundigte sich nach Madame Jessendy.

Mrs. Lyndhurst befand sich momentan in Paris, sehr mit der Reform ihrer in Amerika etwas verwilderten Toilette beschäftigt, und Madame Jessendy war tot. Ihr Gatte wischte sich mit dem Zeigefinger einen Augenwinkel, während er Dick diese Mitteilung machte. Obzwar ihn ihr Leben nie erfreut hatte, schien ihr Tod ihn zu verdrießen. Ihr Verschwinden von der Bildfläche bereitete ihm Unbequemlichkeiten. Es war wirklich anstrengend, zwei junge Mädchen in die Welt zu führen.

„Und Sylvains?“ fragte Grant.

„Ebenfalls tot!“ erwiderte Jessendy.

„An der Gicht?“ fragte Dick teilnehmend.

Aber Jessendy schüttelte den Kopf: „Nein, nicht an der Gicht — an dem Erfolg der Freilichtmaler!“

„Wie schrecklich!“ murmelte Dick, den das schauerliche Ende Armand Sylvains' sehr kalt ließ. Seine Gedanken

waren nach einer andern Richtung abgeschweift. Er hätte gerne noch nach einer Person aus seinem ehemaligen Bekanntenkreise gefragt, die ihn ganz anders interessierte als Sylvains — aber ihr Name wollte ihm nicht über die Lippen. Zu andern Dingen übergehen, fragte er statt dessen Jessendy: „Welches ist denn das Bild, das ich Sie soeben preisen hörte, Meister?"

„Sehen Sie selbst," rief Jessendy und führte Dick in einen anstoßenden Saal.

Dort auf einem Ehrenplatz, dicht an der Rampe und in der Mitte einer Wandfläche hing ein Gemälde, das nicht nur durch seine vorzügliche und eigenartige Technik die Augen jedes Kenners sofort auf sich ziehen mußte, sondern durch einen gewissen ihm entströmenden weihevollen Ernst seine ganze Umgebung von banalen, nach der modernsten Schablone fabrizierten Virtuosenstückchen zur Ordnung zu rufen schien.

Das Sujet von ergreifender Tragik, ohne jegliche melodramatische Beimischung, stellte einen Landmann vor, der, die Sense über der Schulter, durch einen Hohlweg schritt. Rechts von ihm zog sich ein reifes Roggenfeld, an dem die Aehren von Ueppigkeit strotzten, links erhob sich eine armselig hinbröckelnde Mauer, über der schwarze Kreuze zwischen grünem Gestrüpp emporragten. Und über allem schwebte der Dunst eines in Gewitterwolken erstickenden Sonnenunterganges.

„Das Bild heißt ‚Die Ernte‘," rief Jessendy aus — „was sagen Sie dazu? — Großartig, nicht wahr?"

„Wundervoll!" murmelte Dick, aber in seiner Stimme klang eine gewisse Zerstreutheit durch. Er hatte versucht, die Unterschrift des Künstlers in der linken Ecke zu entziffern: „G. G."

Indessen phantasierte Jessendy weiter: „Jetzt bin ich froh, daß ich kein Maler geworden bin, über das Bild hätt' ich die Gelbsucht bekommen vor Brotneid — und noch obendrein ist es die Arbeit einer Frau!"

„Der Umstand an und für sich müßte jedem vernünftigen Manne den Brotneid vertreiben," mischte sich der Journalist ins Gespräch. „Frauen wachsen mitunter rascher als die Männer, aber sie hören auch schneller auf."

Jessendy lächelte wegwerfend, und der Journalist

meinte: „Das Bild würde mir in der Thut sehr imponieren, wenn ich bestimmt wüßte, daß sie es allein gemacht hat!“

„Daran würde ich allerdings auch zweifeln, wenn ich momentan einen großen Meister in Paris wüßte, dessen Malerei nur im mindesten an dieses Gemälde erinnerte.“

„Vielleicht weilt Lozonczyi inkognito in unsrer Mitte,“ bemerkte satanisch lächelnd der Journalist. „Sie müssen gestehen, daß die Manier der Künstlerin an die Lozonczyis erinnert,“ setzte er hinzu.

„Das ist gerade kein Wunder, da sie seine Schülerin war!“ entgegnete Jessendy.

„Nur seine Schülerin?“ spöttelte der Journalist, „nur seine Schülerin? — Manche Leute behaupten, daß sie seine Maitresse gewesen ist.“

„Ach, die Leute wissen immer sehr viel,“ sagte gleichgültig Jessendy.

„Wissen kann man nach der Richtung überhaupt selten etwas, man kann nur vermuten,“ meinte der Journalist; „in diesem Falle liegt die Vermutung ziemlich nahe. Sie erinnern sich ja doch, daß sie ihm zu einem seiner berühmtesten Bilder posiert hat — zu seiner ‚Sehnsucht‘. Es ist ein Porträt. Daß es ihn gelockt hat, sie zu malen, ist natürlich — 's war eine fabelhaft schöne Person!“

„Sie ist noch heute schön!“ erklärte Jessendy. „Bei der Eröffnung des Salons zeigte man mir sie. Ich habe mich ihr vorstellen lassen, um ihr zu gratulieren — vielmehr habe ich mich ihr ins Gedächtnis gerufen — ich kannte sie schon früher, da sie noch Schülerin von Sylvains und ein recht zimperliches Fräulein war. Sie kam eines Abends zu uns — tiens, Monsieur Grant, wenn ich nicht irre, haben Sie die junge Dame damals bei uns getroffen — eine Deutsche mit dunkelblondem Haar und merkwürdigen Augen. Mademoiselle Gertrude de Glimm!“

Unwillkürlich war Dick zusammengefahren. „Ja, ich erinnere mich“ — murmelte er so gleichgültig als möglich. Kurze Zeit darauf trat er den Rückweg an.

Jessendy begleitete ihn hinaus. Unter dem Ausgangsportal in einem der beiden offenen Cafés chantants, unter dem Vordach des Ausstellungsgebäudes, halb im Freien, sang eine rothaarige Person mit nasalem, Yvette Guilbert

kopierenden Accent, ein Lied, das mit den Worten anfing: „J'apelle un chat un chat ...“ Dabei gestikulierte sie, beständig freche Blicke in das Publikum werfend, lebhaft mit ihren etwas zu mageren Armen. Ihre Stimme klang wie die aller Café chantant-Sängerinnen, angestrengt, heiser und plärrend. Sie war nicht eigentlich hübsch, aber sie schien den Teufel im Leibe zu haben. Die Zuhörer und Zuhörerinnen wanden sich in Lachkrämpfen über ihre Vorträge.

„Oh la-la — die Alhambra scheint heute im Zuge,“ erklärte Jessendy — „comme cela se dégourdit vite! Sehen Sie doch einmal hin. Vor drei oder vier Jahren war sie ein schmales, schüchternes Ding, die Tochter eines kleinen Notenabschreibers. Um ein Stück Brot zu verdienen, wurde sie Modell. Sie fiel fast in Ohnmacht, als sie mir das erste Mal zu einer Aktstudie stehen sollte — und jetzt ... Ich bitte Sie — an Frechheit überbietet sie alle. Hm! hm!“

Er trat mit Dick Grant hinaus.

„Riechen Sie die Luft?“ fragte er.

„Ja, es ist Gewitterluft,“ erwiderte Dick.

„Lau und duftig, einschmeichelnd und aufregend — das ist die echte Pariser Luft! Merkwürdig, was die alles für Keime aus den Menschen lockt, und wie schnell sich die unter ihrem Einfluß entwickeln. Ich für meinen Teil liebe diese Pariser Luft, aber sie gibt mir den Spleen!“

„Und zu denken, daß ich nach Paris gekommen war, um dem Spleen zu entfliehen!“ dachte Dick.

Es fing an zu regnen. Nachdem er sich von Jessendy verabschiedet hatte, sprang er in einen Wagen, um sich in das Zentrum der Stadt zurückrollen zu lassen.

Wieder stieg das Bild des blassen, geduldigen Mädchens vor ihm auf, das mit freundlich blickenden, traurigen Augen an der Sonnenseite des Boulevards neben einer alten Frau hinschlich, die ihr schwer am Arme hing.

„Schade!“ murmelte er, indem er langsam den lauen, aufreizenden Duft einatmete, der jetzt selbst die vom Himmel niederfließenden Tropfen angesteckt und mit Wohlgeruch erfüllt zu haben schien. — „Schade — Jessendy hat recht; es ist merkwürdig, was diese Pariser Treibhausluft nicht alles aus dem Menschen für Keime herauslockt, und wie schnell sie das fertig bringt! ... Hol's der Teufel! aber ich glaube, mein Spleen hat mich wieder einmal eingeholt!“

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Es hat angefangen zu regnen, als Dick Grant die Ausstellung verlassen, jetzt regnet es bereits seit zwei Stunden ununterbrochen gleichmäßig und dicht.

Im Hôtel Meurice, in einem kleinen Wohnzimmer, das auf die Tuilerieen hinaussieht, sitzt Lydia Lyndhurst und hält die Augen mit einem unruhigen und nachdenklichen Ausdruck auf einen Brief geheftet, der merklich in ihrer aufgeregten Hand zittert. Vor ihr steht ein Napf mit dunkelroten Rosen, rings um sie herum befinden sich alle jene zahllosen Sächelchen, Photographieen in geschmackvollen Rähmchen, Polster, Deckchen und Nippes, welche verwöhnte Frauen auf allen ihren Reisen mitschleppen, und welche die Schrecken der Kammerjungfern ausmachen, die für die Verpackung Sorge tragen müssen.

Es sieht sehr gemütlich aus in dem kleinen Raume, dennoch scheint sich Lydia momentan nichts weniger als wohl darin zu fühlen. Der Duft der Rosen, die vor ihr auf dem Tischchen stehen, mischt sich mit dem Geruch von nassem Asphalt, der durch die offenen Fenster dringt.

Es regnet noch immer. Dip ... dip ... dip, fällt das Wasser aus dem grauen Himmel auf die triefende Erde; auf das Macadam fallen die Tropfen, ärgerlich aufklatschend, als ob ihnen die Berührung unliebsam sei; auf den Rasen in den Tuilerieen sinken sie nieder, weich und ernst, wie mit einem Kuß; an den harten Leibern der Standbilder, die aus dem Rasen aufragen, fließen sie gleichgültig herunter; zwischen das helle, frische Frühlingslaub der jungen Fliederbüsche und uralten Kastanienbäume schlüpfen sie seufzend und kosend, als hätten sie ihnen wer weiß was alles zu erzählen und brächten ihnen Grüße aus dem Himmel.

Dip, dip, dip! ...

„Wenn man ihnen nur ungestört zuhören könnte," denkt Lydia.

Vielleicht gäben sie ihr Antwort auf die tausend Fragen und Bedenken, die der Brief in ihr heraufbeschworen hat, der jetzt aufgeschlagen vor ihr auf dem Tischchen liegt.

Ungestört dem träumerischen Regenrauschen zuhören! —

wie sollte man wohl in Paris, wo so vieles andre Lärm macht, besonders in der Rue de Rivoli vor den Fenstern des Hôtels Meurice! Räderrollen, Peitschenknallen, Flüche der Kutscher und Passanten, und dazwischen immer wieder das Ausrutschen eines Droschkenpferdes, das nur mit Mühe von seinem Lenker in die Höhe gerissen wird.

„Es ist um aus der Haut zu fahren!" stöhnt Lydia. Da öffnet sich die Thür, Lydias Kammerdiener, ein breitschulteriger, weizengelber Mulatte meldet: „Mr. Grant läßt fragen, ob die gnädige Frau zu Hause sind?"

Die gnädige Frau ist zu Hause und empfängt kurz darauf ihren Vetter Dick mit den Worten: „Du kommst mir wie vom Himmel geschneit; du bist der Mensch, nach dem ich mich momentan am meisten sehnte!"

„Das muß entschieden einen besonderen Grund haben," erklärt humoristisch Dick.

„Den hat es auch," gibt sie ihm freimütig zur Antwort. „Aber was ist denn mit dir? Du machst ja ein ganz komisches Gesicht. — Spleen, Dick?"

„Ja, ich bin zu dir geflüchtet in der Hoffnung, du mögest mir ihn wegzaubern. Aber vor allem teile mir den tiefgehenden Grund mit, welcher dir Veranlassung geboten hat, dich nach mir zu sehnen." Er legt Hut und Stock auf irgend ein Möbel nieder und setzt sich in einen Lehnstuhl neben Lydia. „Laß hören," sagt er aufmunternd.

Sie reicht ihm den Brief, der ihr so viel zu denken gibt und beginnt: „Erinnerst du dich an Gertrud von Glimm?"

Er zieht den Napf mit den Rosen näher an sich heran, beugt sich darüber und thut einen langen, langsamen, hörbaren Atemzug.

„Natürlich erinnere ich mich," sagt er dann — „wie kommst du auf sie zu sprechen?"

„Mein armer Dick, ich habe einen wunden Punkt berührt?" fragt Lydia, ihn mitleidig beobachtend — „verzeih mir ... aber ..."

„Auf was für einen wunden Punkt beziehst du dich?" unterbricht er sie etwas schroff ... „Ach ... vielleicht darauf, daß ich ... einmal einen Korb von ihr bekommen habe. — Das braucht dich nicht weiter zu genieren — die alte Geschichte thut längst nicht mehr weh!"

„Gar nicht mehr?“ Lydia sieht mit echt weiblicher Neugierde zu ihrem Vetter auf.

„Nein, gar nicht mehr — absolut nicht mehr,“ versichert er trocken.

„Nun, dann gestattest du mir vielleicht, eine sehr indiskrete Frage an dich zu richten?“

„Nur zu!“

„Du hattest doch die Absicht, ein zweites Mal um sie zu werben?“

„Gewiß — nach sehr langem Ueberlegen schiffte ich mich wieder für Europa ein — mit krankem Herzen und der festen Ueberzeugung, mein Leben wäre mir keine fünf Heller mehr wert, falls ich ein zweites Mal einen Korb bekäme,“ erklärt Dick.

„Und hat sie dich ein zweites Mal ausgeschlagen?“ Der Satz fährt etwas unvermittelt, sozusagen mit einem Ruck, aus Lydias Mund heraus, und ihre Augen verschlingen den Vetter beinahe vor Neugier.

Wieder beugt er sich über die roten Rosen und atmet langsam ihren Duft. „Nein,“ sagt er nach einer längeren Pause, den Kopf hebend — „ich habe ihr keine Gelegenheit dazu geboten — ich habe sie überhaupt nicht mehr aufgesucht, habe nie mehr mit ihr gesprochen.“

„Hattest du dich vielleicht während der Ueberfahrt in eine andre Schönheit verliebt? — Ich hätte dir mehr Charakter zugetraut!“ ruft etwas ärgerlich Lydia.

„Nur nicht zu hitzig!“ entgegnet er ihr, „höre mich zu Ende, ehe du mich verurteilst. Ich habe sie nicht aufgesucht, weil ich ihr in Paris den Tag, ehe ich ihre neue Adresse ausgekundschaftet hatte, auf der Straße begegnet war. Bei dieser Gelegenheit machte sie auf mich einen so wenig günstigen Eindruck, daß alle meine, ihre Person betreffenden Wünsche plötzlich wie weggezaubert waren.“

„Aber warum? — Was mißfiel dir an ihr?“ ereifert sich Lydia. „Es ist doch nicht möglich, daß sie . . . zweideutig ausgesehen hätte? War ein Mann neben ihr?“

„Allerdings bummelte ein Mann neben ihr her, irgend ein zottiger Gesell in einer mit Oelfarben beklecksten Manchesterjacke; aber der sah nicht beunruhigend aus, nicht liebhaberartig, sondern einfach kameradschaftlich. Das meinte ich nicht, nur . . .“ Dick kraute sich hinter dem Ohr —

„zweideutig — nein, nicht was du so eigentlich zweideutig nennen würdest, sah sie aus. Sie sah aus . . . wie sie alle aussehen — the regular painting girl — staubig und struppig, als ob sie eben achtundvierzig Stunden in der Eisenbahn gefahren wäre und keine Zeit gehabt hätte, sich nachher abzubürsten, und als ob sie gar keine Vorurteile mehr habe. — Da hast du's! Ich kann Frauen ohne Vorurteile nicht leiden. Eine Frau ohne Vorurteile mag ja etwas sehr Großes, Anerkennenswertes sein, aber es ist etwas rasend Unästhetisches."

Lydias Gesicht hat einen außerordentlich verstimmten Ausdruck angenommen. „Das, was du mir sagst, ist mir sehr unangenehm — sehr!" murmelt Lydia, „ich hätte das nicht von ihr erwartet, sie war so ladylike, so distinguiert! — Hast du . . . hm! . . . hast du nie später etwas von ihr gehört?"

„Allerdings — heute in der Marsfeldausstellung," erklärt er. — „Ich habe sie preisen gehört als eine große, unvergleichliche Künstlerin. Das Bild, welches sie ausgestellt hat, ist ein Ereignis. Wie es scheint, spricht ganz Paris davon. Sie ist eine Berühmtheit, ein Stern!"

„Ein Stern, ein wirklicher Stern!" ruft Lydia, starr vor Ueberraschung; „das ist ja herrlich! Und weiter weißt du von ihr nichts?"

Er runzelt leicht die Brauen. „Nein," ruft er etwas gereizt, „was sollt' ich auch von ihr wissen — was denn?"

„Nun, ob sie etwa verheiratet ist."

„Verheiratet — nein — ich glaube nicht — ganz bestimmt nicht."

Lydia stößt einen Seufzer aufrichtiger Befriedigung aus. „Gott sei Dank!" ruft sie, „da kann ja noch alles gut werden, da ist noch nichts verloren. Da lies" — und mit diesen Worten reicht ihm Lydia triumphierend den Brief, der ihr heute so viel Herzklopfen und Kopfzerbrechen verursacht hat.

Der Brief lautet:

„Meine liebe Lydia!

Durch eine gute Bekannte habe ich erfahren, daß Du vor meiner Wiederkehr nach New York abgereist bist und Dich jetzt in Paris befindest. Ich habe starkes Europa-

Heimweh, und wenn es die momentane Lage meiner Geschäfte irgendwie vernünftigerweise gestattet hätte, so wäre ich Dir sofort nachgereist.

Leider kann ich Amerika augenblicklich noch nicht verlassen.

Es ist Aussicht vorhanden, daß eine Aktiengesellschaft mich von meinen Gruben befreien dürfte. Mir wäre damit natürlich sehr gedient. Ich würde mit meinen paar Hellern in die Heimat zurückkehren, mir irgend eine Glitsche kaufen — die, an der mein Herz hängt, wenn sie zu haben ist — eine andre, wenn ich auf diese verzichten müßte, und dort würde ich als biederer Landedelmann meine an Abenteuern und schweren Stunden nicht gerade arme Laufbahn beschließen.

Doch, Du weißt ja, wie lange solche geschäftliche Unterhandlungen dauern. Vielleicht fallen in Deutschland bereits die Blätter von den Bäumen, ehe ich hinüber kann.

Werd' ich dann aber froh sein, wenn ich den ersten deutschen Eichen- oder Buchenwald wieder über meinem alten Kopfe rauschen höre.

Unter anderm — sagtest Du mir nicht, daß Du in einem Maleratelier die Bekanntschaft der einzigen Schwester meines armen Freundes Glimm gemacht hast? — Sie sollte doch heiraten — Dick Grant interessierte sich für sie. Den hat sie offenbar nicht genommen, da ich ihn vorigen Herbst in Rio als Junggesellen antraf. Es würde mich interessieren, durch Dich zu erfahren, wie es ihr geht, und ob sie sich noch unvermählt gehalten hat.

Letzteres dürfte freilich kaum der Fall sein — sie war zu schön, um bis in ihr dreißigstes Jahr hinauf ledig zu bleiben. Immerhin würde mich's interessieren, Näheres darüber zu erfahren. Und wenn sie sich verheiratet hat — so möcht' ich wissen, an wen, und ob sie glücklich ist. — Könntest Du sie nicht etwa aufsuchen, und mir Näheres über sie berichten? Ist das eine zu starke Zumutung? Vergiß nicht, daß es sich um die Schwester meines besten und ältesten Freundes handelt. Es war so eine Art Vermächtnis!“

„Hm!“ meint Dick nachdenklich, indem er den Brief zusammenfaltet — „hm!“

„Hast du denselben Eindruck davon empfangen wie ich?“ forscht Lydia wichtig und vergnügt.

„Welcher ist das, wenn man fragen darf?“

„Nun, da gibt's doch nichts zu fragen — ich meine, das liegt auf der Hand, daß sich Bill sehr zärtlich um das Vermächtnis seines alten Freundes sorgt — daß Gertrud eine Jugendliebe von ihm ist — daß er hofft, sie endlich heimführen zu können!“

„Es hat in der That den Anschein,“ murmelt gedankenverloren Dick.

„Ach, nun begreife ich alles!“ schwärmt Lydia weiter. „Du erinnerst dich, wie ungehalten ich war, als damals Gertrud dich ausschlug, dich einer ins Unbestimmte seufzenden, aussichtslosen Jugendschwärmerei opferte. Aber jetzt darf ich ihr nicht mehr böse sein deshalb. Für einen Menschen wie Bill kann man getrost zweihundert Jahre lang warten!“

„Nach dem, was in dem Briefe steht, dürfte sie von der Verehrung Bills gar nichts geahnt haben; denn, wie du siehst, waren die beiden in keinem schriftlichen Verkehr,“ meint Dick. „Es thut mir für beide leid!“

„Was?“

„Nun, daß sie in keinem brieflichen Verkehr gestanden haben.“ Er erhebt etwas gereizt die Stimme.

„Aber was schadet das,“ entgegnet ärgerlich Lydia, „da sie trotzdem ledig ist und sich alles noch zum besten wenden kann?“

Pause . . . nichts zu hören als das weiche, säuselnde Rauschen des Frühlingslaubes in den Tuilerieen über den wirren, rastlosen Straßenlärm hinüber. . . .

„Zum besten wenden!“ murmelt Dick . . . „Hm! In meinen Augen wär's besser gewesen, wenn Stolzing sich früher ausgesprochen hätte!“

„Was hätte es denn genützt?“ ereifert sich Lydia; „da er ja doch früher nicht heiraten konnte, wär's thöricht und unrecht gewesen, sie zu binden.“

Aber während sie die Worte ausspricht, steigt ihr eine Blutwelle in die Wangen. Sie ist nicht ruhig — ganz und gar nicht! Warum vermag sie denn durchaus nicht ihres langen Gespräches mit Bill Stolzing zu vergessen, der vielen weisen Aussprüche, welche sie damals ungefragt dem armen Bill zum besten gegeben hat über die Schädlichkeit sich lange hinausspinnender Verlobungen und die verwerfliche Selbst-

sucht, die solchen Veranstaltungen Gevatter steht. Ja, wenn sie gewußt hätte, daß es sich um Bill handle! . . .

„Nun, vielleicht hatte er sich früher ausgesprochen," erklärt sie jetzt — „hatte sich ausgesprochen und war nur zurückgetreten, weil er daran verzweifelte, ihr je etwas bieten zu können, und einem andern nicht den Weg versperren wollte."

„Ich kann nur wiederholen, daß mir's leid ist, wenn es sich so verhält," sagte Dick herb.

„Und ich muß dich fragen, was soll's schließlich gar so Großes ausmachen, ob sie wirklich mit ihm verlobt war oder nicht, da sie ja doch noch ledig ist?"

„Was es ausmachen soll?" ruft Dick. „Nun, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Gedanken und Lebensanschauungen eine andre Richtung genommen haben dürften, als sie es gethan hätten, wenn sie in einem bräutlichen Verhältnis zu Stolzing verblieben wäre."

„Ich sehe schon, du kannst ihr den unästhetischen Aufzug nicht verzeihen, in welchem du ihr damals begegnet bist," erklärt Lydia ärgerlich; „ich finde dich kleinlich und grausam — oder . . ." Und gereizt fügt sie hinzu: „Hast du später etwas gegen ihren guten Ruf gehört?"

„Aber Lydia!" erwidert er ausweichend.

„Du würdest mich sehr verbinden, wenn du dich . . . hm! . . . ein wenig erkundigen wolltest," drängt sie weiter in ihn.

„Ich?" ruft er entsetzt — „fällt mir nicht ein. Ich hebe keine Steine gegen die Glimm auf. Meiner Ansicht nach haben wir nicht das geringste Recht, nach der Vergangenheit Gertruds zu fragen. Wenn ein armes Mädchen sich aus all den Kümmerlichkeiten, die Gertrud von Glimm durchmachen mußte, bis zu der Höhe hinaufgearbeitet hat, auf der sie jetzt steht, so ist es nicht an uns, herauszuspionieren, ob sie vielleicht einmal unterwegs gestrauchelt ist. Bei einer Künstlerin von ihrem Kaliber ist das ganz gleichgültig und geht keinen Menschen etwas an!"

„Außer den Mann, der sie heiratet," sagt Lydia kleinlaut.

„Nein, nicht einmal den!" entgegnet ihr Dick Grant schroff. „Wenn man überhaupt eine Künstlerin heiraten will — eine von der Art der armen Gertrud, das heißt ein Mädchen, das jahrelang von jeglicher streng denkenden

Gesellschaft abgetrennt, ohne alle Aufsicht allein in Paris gelebt, Akt gezeichnet, mit allerhand männlichen und weiblichen Zigeunern verkehrt, und Kunst, Litteratur und die Ereignisse des Tages und der Zukunft mit ihnen besprochen hat — wenn man ein solches Mädchen heiraten will, muß man sich unter allen Umständen auf so viel abgestumpftes Zartgefühl, so viel erloschene Illusionen, so viel abgestreifte Vorurteile gefaßt machen, daß es kaum mehr darauf ankommt, ob sie auch die letzte Grenze, die, auf welche ihr Frauen so schrecklich viel Wert legt, überschritten hat oder nicht."

„Also du meinst, daß die Gertrud auf keinen Fall mehr eine Frau wäre für Bill?" ruft Lydia sehr betreten — „aber das ist ja grausam — das ist ja unmenschlich!"

„Das hab' ich alles nicht gesagt," entgegnet er ihr, immer aufgeregter werdend, „ich habe nur gemeint, daß du nicht zu viel in ihrer Vergangenheit herumstöbern sollst — **das** wäre grausam und unmenschlich!"

„Aber, da nimmst du ja im Vorhinein an ..." Lydias Augen werden starr.

„Ich nehme gar nichts an!" ruft er.

„Ja, aber dann ... weißt du, daß ich mich in einer ganz abscheulichen Lage befinde!" entgegnet ihm, sich unruhig über die Schläfen streifend, Lydia. „Bill hat, glaube ich, ein wenig auf meine unbewußte Veranlassung hin (wie das zugegangen ist, will ich dir später erklären), das Verhältnis mit Gertrud gelöst, er wollte ihrer Versorgung nicht im Wege stehen. Armer Narr! — und wenn jetzt ... Was soll ich ihm denn auf seinen armen, rührenden Brief antworten?"

„Daß Gertrud eine große Künstlerin geworden ist und daß sie noch ledig ist — weiter nichts. Laß den Dingen ihren Lauf. Du darfst nichts andres thun. Alles Weitere haben die zwei Menschen miteinander auszumachen — 's ist nicht deine Sache!" entscheidet Grant.

Bald darauf verabschiedet er sich von seiner Cousine.

Es hat aufgehört zu regnen. Die Sonne hat sich aus den Wolken herausgerungen, die jetzt zerrissen wie große Fetzen zerzauster, weißer Wolle über dem blauen Himmel hinschweben.

Mit nachdenklich zusammengezogenen Brauen durch-

schreitet Dick den Tuilerieengarten, über dessen grünen Rasensamt die tiefstehenden Nachmittagssonnenstrahlen ihr Gold zwischen die lang gewordenen Schatten streuen. „Was daraus werden wird?“ denkt er für sich. — „Nun, von einem bin ich sicher, daß Stolzing gewiß keine Erkundigungen einziehen wird — ebenso gewiß, als meine schöne Base nicht unterlassen wird, es zu thun.“ Dann, wie um auf andre Gedanken zu kommen, sieht er sich um.

Links von ihm ragt der mächtige Bau des Louvrepalastes in den blauen Himmel hinauf, rechts hinter den Tuilerieengärten zieht sich die Place de la Concorde, an die sich die grünen Laubgänge der Elysäischen Felder schließen. Vor ihm schimmert die Seine, und über allem schwebt eine Weichheit und zugleich ein Reichtum der Farbe, ein Gemisch von dämpfendem Silber und verklärendem Gold, wie man es an keinem andern Punkte der Erde findet.

„Wie wunderschön es ist, Paris!“ sagt er sich, „aber ... ein Ort, um dauernd den Spleen zu kurieren, ist es nicht! Ich überlasse Lydia ihrem Schicksal — morgen reis' ich ab!“

Siebenundvierzigstes Kapitel.

„So, nur noch einen Augenblick, dann bin ich fertig! So ... den Kopf etwas mehr nach links! ...“

Ein junger Mann in einem Samtrock und mit etwas zu langen Haaren ist's, der die Worte spricht. Er sitzt auf einem niedrigen Rohrstuhl und hält ein Reißbrett zwischen seinen Knieen. Auf dem rauhen, blauen Papier, welches das Reißbrett bedeckt, zeichnet er mit Kohle einen weiblichen Kopf — den Kopf Gertruds von Glimm, die vor ihm in einem Savonarolasessel lehnt. Sie hat sich sehr verändert. Das unschuldig übermütige, junge Mädchen, das sich von Bill Stolzing in der Halle des Lindenheimer Schlosses den Hof machen ließ, würde man vergebens in ihr suchen, ebensowenig die bleiche, geduldige, kleine Märtyrerin, die, in den ersten Jahren ihres Pariser Aufenthaltes, mehr Tochter als Künstlerin, ganz aufging in dem Bemühen, die Schwermut ihrer kränklichen, alten Mutter zu

zerstreuen — aber auch an die vernachlässigte, überreizte Schülerin der Akademie Hudry Menos erinnert die neue Gertrud nicht.

Die neue Gertrud ist ein herrlich erblühtes Weib, das es gelernt hat, die Last seiner Existenz ruhig auf die eigenen Schultern zu nehmen, ebenso wie die Verantwortung für sein Thun und Lassen, kein alterndes Mädchen, sondern eine vom Leben geprüfte und gereifte junge Künstlerin, die mit vollen Zügen das Glück ihres neuen Ruhmes genießt.

Der Wohlstand ist dem Ruhme vorausgegangen; schon seit zwei Jahren war Gertrud eine anerkannt tüchtige Porträtmalerin, deren Pinsel gesucht wurde und deren Einnahmen ihr ein bequemes Auskommen boten.

Heute ist sie ein Stern!

Seit Wochen klopft ganz Paris an ihre Thür. Alles, was sich in Paris zur Kunst rechnet, oder was sich für die Kunst interessiert. Die berühmtesten und die vornehmsten Namen kann man auf den Visitenkarten lesen, von denen ein Berg in einer japanischen Schüssel im Vestibül draußen steht.

Ja, Gertrud von Glimm ist ein Stern geworden — ein wirklicher Stern!

Der junge Künstler vor der Staffelei — Didier ist sein Name — hat sie gebeten, ihr Bild zeichnen zu dürfen, um es in einer illustrierten Zeitung zu veröffentlichen. Mit Vergnügen hat sie ihm seine Bitte gewährt. Sie ist in der letzten Zeit so oft von illustrierten Zeitungen um ihr Bild gebeten worden, und es ist nach Photographieen stets in so entstellender Ausführung erschienen, daß es ihr nicht unangenehm ist, die Herstellung desselben einem der anerkannt geschicktesten Zeichner und Holzschneider von Paris anzuvertrauen.

Nicht nur der moralische, sondern auch der physische Typus ihrer Persönlichkeit hat sich verändert. Sie ist bedeutend stärker geworden; das ehemals fast zu schmale Oval ihres Gesichts hat sich gerundet, ihr Haar, das sie jetzt wieder pflegt und mit kleidsamer Einfachheit ordnet, hat eine etwas veränderte Farbe. Nicht, daß sie geschmacklos genug wäre, es geradezu rot oder strohgelb zu färben, aber es hat dennoch einen malerisch metallischen Schimmer, den es früher nicht hatte, der von irgend einem raffinierten Schönheitsmittel herrühren mag.

Sie trägt eine Art blaßlila Teagown, das, ein Gemisch von mittelalterlich und griechisch, lose herabhängt, und aus dessen kleinem, viereckigen Madonnenausschnitt der Hals frei herausragt. Sie ist wieder eitel geworden, aber ihre Eitelkeit ist nicht mehr, wie es eine Zeit lang bei ihr der Fall war, von der krankhaften, unruhigen Art, die beständig die Bewunderung ihres Nächsten zu erregen trachtet. In ihrer jetzigen Eitelkeit verrät sich nur eine Schattierung ihres allgemeinen Schönheitsgefühls. Von kleinlicher Gefallsucht ist sie frei, hingegen durchaus nicht undankbar gegen ihr geschmackvoll dargebotene Huldigungen. Sie genießt ihren jungen Ruhm freudig, wie man etwas genießt, das spät gekommen ist und das zu erhoffen man eigentlich nie gewagt hat.

Außer dem jungen Künstler an der Staffelei befinden sich noch drei Herren in dem Atelier. Auf einer Ottomane sitzt ein junger Mann, der in einem Hefte der „Gazette des beaux arts“ blättert und sich durch die hervorragende Präzision seiner Toilette sofort als Nichtkünstler erkennen läßt. Es ist der Vicomte de la Rochette, bekannt wegen seines Kunstsinnes, welcher bei ihm die Liebe zur Gymnastik abgelöst hat.

In einem großen, geschnitzten Renaissancelehnstuhl, dessen Bequemlichkeit durch Polster erhöht wird, die mit altem Brokat bezogen sind, lehnt der Bildhauer Jessendy, und den Platz vor dem Pianino nimmt ein berühmter, junger, italienischer Komponist ein, der wie ein neapolitanischer Lazzaroni aussieht und mit dem holprigen Anschlag eines echten Tondichters Stücke aus seiner neuesten Oper vorträgt, um Gertrud während des Posierens zu zerstreuen.

Die einzige anwesende Dame, mit grauen Scheiteln und einer Brille auf der Nase, ist eine sehr respektable alte Engländerin, die, völlig talentlos, ihr Geld durch Kinderporträts oder vielmehr durch Uebertünchen von Kinderphotographieen verdient, und sich regelmäßig bei den Empfangstagen Gertruds einfindet, um den Thee zu machen. Da die Theestunde noch nicht gekommen ist, beschäftigt sich Mrs. Clemm momentan mit einer außerordentlich mühsamen Häkelei und befleißigt sich des ununterbrochensten Schweigens.

„Möchten die Herrschaften ihr Gutachten abgeben?" fragt soeben, seinen Kohlenstift niederlegend, der junge Künstler vor der Staffelei. „So gut ich es versteh', bin ich mit dem Ding fertig und habe leider keinen Vorwand mehr, Madame zurückzuhalten."

Sämtliche anwesende Männer nennen Gertrud „Madame", was bekanntlich ein Titel ist, den man in Frankreich allen weiblichen Respektspersonen aus besonderer Höflichkeit beilegt, mögen sie verheiratet sein oder nicht.

„Gott sei Dank!" sagt, sich ein wenig reckend, Gertrud, indem sie sich aus dem kurulischen Sessel erhebt. Der Vicomte de la Rochette tritt an sie heran und reicht ihr die Hand, um ihr beim Herabsteigen vom hohen Modelltisch behilflich zu sein. Alle Anwesenden versammeln sich vor der Staffelei.

„Famos! mein Junge!" ruft Jessendy, indem er dem jungen Künstler auf die Schulter klopft — „mit der Veröffentlichung dieser einfachen Zeichnung werden Sie einen großen Schritt vorwärts gemacht haben in Ihrer Carriere. Sie sind unsrer berühmten Kollegin eine Kerze schuldig dafür, daß sie Ihnen zu der Zeichnung gesessen hat!"

Mr. Didier verbeugt sich vor Gertrud und überbietet sich in Dankbarkeitsversicherungen — Mrs. Clemm, die, wie die meisten anerkannt talentlosen Persönlichkeiten, überall etwas zu bekritteln findet, rafft sich aus ihrer schweigsamen Passivität zu einer abfälligen Bemerkung auf und findet den rechten Arm verzeichnet, während der Vicomte de la Rochette, nachdem er die Zeichnung lange aufmerksam geprüft hat, in lauten Enthusiasmus ausbricht und, dem jungen Künstler die Hand schüttelnd, ausruft: „Meine vollste Anerkennung — eine ganz exceptionelle Leistung, ein echtes Kunstwerk!"

„Und obendrein ähnlich!" spöttelt Jessendy, „was eigentlich ein Porträt, das die Würde eines Kunstwerkes behaupten will, heute nicht sein darf."

Ueber diese Bemerkung lacht der Vicomte so herzlich, daß ihm dabei sein Monocle aus dem Auge fällt. „Sie sind gottvoll, Jessendy!" ruft er aus — „Sie wissen, worauf er anspielt, gnädige Frau?"

„Nun, auf die Willkürlichkeiten der modernen Schule," sagt, die Brauen in die Höhe ziehend, Gertrud.

„Ach nein — auf einen ganz speziellen Fall, der mir passiert ist. Ich hatte nämlich mein Porträt bei Schuftheimer bestellt," (der Vicomte spricht natürlich Schufthähmähr) — „er gehört zu der äußersten Linken der modernen Kunst — zu den Punktisten. Seine Bilder sehen aus, als seien sie aus farbigem Streusand, den man auf ein mit Gummi arabikum bestrichenes Papier geblasen hätte. — Ich bestellte das Porträt der Merkwürdigkeit wegen, um ein Porträt aus dieser Zeit zu haben. Cela marquera! — Als er es ablieferte und meine Meinung darüber zu hören verlangte, erklärte ich ihm einfach, ich sei sprachlos, worauf er mit selbstgefälligem Kopfnicken mir erwiderte: ‚C'est l'effet, que je désirais produire.' Dann, als bescheidener, großer Mann, bat er um eine Ausstellung. Nach einigem Zögern entschloß ich mich, zu bemerken, daß das Porträt nicht ähnlich sei. Hierauf betrachtet er mich von oben bis unten mit einem Blick, von dem ich mich heute noch nicht erholt habe. ‚Und das verlangen Sie auch noch von einem Kunstwerk?' rief er, ‚allez, chez le photographe du coin, si vous tenez à la réssemblance!' — Damit wendete er sich auf dem Absatz um und verließ mich. Den nächsten Morgen sandte er mir die Rechnung — sie war sehr hoch!"

Man lachte herzlich.

Hierauf begann Jessendy: „Und nun, meine Gnädigste, gestatten Sie mir die Frage, wann werden Sie die Gnade haben, mir zu Ihrer Büste zu posieren?"

„Von nächster Woche an — welchen Tag Sie wollen," erwiderte Gertrud; „Sie wissen, es lockt mich sehr in Marmor von Ihnen verewigt zu werden. Ihre Büste ist ohnehin das einzige, was mir die Unsterblichkeit sichert."

„Und Ihr Ruhm, gnädige Frau," rufen de la Rochette und Didier wie aus einem Munde.

„Ach, der weibliche Ruhm ist nie von langer Dauer!" seufzte Gertrud — „'s ist immer ein wenig Modesache dabei. Sei's drum — wohl thut er doch!" Sie lächelte und dehnte sich ein wenig mit einer Gebärde, die beiläufig ausdrücken sollte, wie angenehm ihr zu Mute war.

Mrs. Clemm hatte indessen den Thee gemacht und kredenzte ihn den Anwesenden. Die Herren ließen sich mit ihren Tassen in den bequemsten Sitzen nieder, über die

das Atelier gebot. Gertrud wußte, wie viel Männer auf Komfort geben und räumte ihnen infolgedessen so viel Behaglichkeit ein, als es der Anstand zuließ. Sich eine Freiheit herauszunehmen, gestattete sie keinem, es hatte es auch schon sehr lange keiner ihr gegenüber versucht. „Erlauben Sie mir, ein Anliegen vorzubringen," begann der Vicomte: „Der Prinz von . . .," er nannte den Namen eines als besonders kunstsinnig bekannten europäischen Thronfolgers — „also der Prinz von . . ., der zu Ihren größten Verehrern gehört, hegt den lebhaften Wunsch, Sie kennen zu lernen. Könnten Sie sich nicht entschließen, mir die Freude — die Ehre zu geben — nächsten Montag . . ."

In dem Augenblick erschien Naná, welche jetzt Gertruds ganzen Haushalt leitete, und präsentierte der Herrin eine Visitenkarte.

Gertrud las den Namen, runzelte die Brauen und wechselte die Farbe.

„La statue du commandeur!" witzelte Jessendy halblaut.

Mit einem ärgerlichen Blick wendete sich Gertrud nach ihm um.

„Offenbar ein lästiger Besuch," sagte der Vicomte — „empfangen Sie ihn nicht — das ist alles!"

„Es wäre vielleicht das Beste . . . wenn ich den Mut hätte!" murmelte Gertrud. Aber sie hatte den Mut nicht.

„Ich lasse bitten," rief sie der Dienerin zu, und zu Jessendy sagte sie: „eine alte Bekannte ist's, Mrs. Lyndhurst."

„Lyndhurst?" rief Jessendy; „ach richtig, jetzt entsinne ich mich — die hübsche Amerikanerin, die so schöne Augen und immer so große Eile hatte. Ja, ja . . . ich entsinne mich. Woher kommt denn die angesegelt?"

Gertrud zuckte die Achseln. Eine Minute später trat Lydia ein.

Sie war sehr elegant in taubengraue Seide gekleidet, mit einem marabubesetzten Capotehütchen und einem ebenfalls marabubesetzten, weit von den Schultern abstehenden Kragen. Ihr Gesicht trug einen aufgeregten und unruhigen Ausdruck, fast als ob sie sich auf eine große Rührscene gefaßt gemacht hätte. Aber Gertruds glänzende Erscheinung und gemessene Haltung schüchterten sie ein — die Arme, welche sie bereit war, ihrer ehemaligen Ateliergenossin entgegenzustrecken, blieben fast unbewegt, sie streckte

der jungen Künstlerin nur ihre Hand entgegen, worauf sie mit befangenem Lächeln sagte: „Sie sind jetzt so berühmt geworden, liebe Gertrud, daß ich mich gar nicht recht traute, bis zu Ihnen vorzudringen — ich hoffe, daß Ihnen mein Besuch nicht als eine Vermessenheit erscheint!"

„Ich freue mich im Gegenteil sehr darüber, daß Sie den Weg zu mir gefunden haben," erwiderte ihr Gertrud höflich und steif. „Allerdings hatten Sie so lange nichts von sich hören lassen, daß ich etwas überrascht war, als ich Ihren Namen auf der Visitenkarte las!"

Das Erscheinen der schönen Frau veranlaßte die Anwesenden natürlich, sich nach ihren Hüten umzusehen.

„Eilen Sie bereits fort?" fragte Gertrud, sich ihnen zuwendend, worauf de la Rochette an sie herantrat und fragte: „Also darf ich hoffen, daß Sie mein Frühstück am Montag mit Ihrer Gegenwart beehren wollen — in ganz kleinem Komitee, nur der Prinz, Jessendy und meine Schwester, welche ebenso begierig ist, Sie kennen zu lernen, wie der Prinz."

„Ihre Schwester, die Marquise de Verne, von deren Kunstsinn ganz Paris spricht?" sagte Gertrud. „Da kann ich allerdings nicht widerstehen. Gut, ich komme!"

„Und vor dem Dejeuner posieren Sie mir ein Stündchen," bat Jessendy; „auf die Gefahr hin, für einen Stümper zu gelten, will ich mein Möglichstes thun, die Büste ähnlich zu machen. Wenn mir die Aufgabe gestellt wird, ein Kunstwerk des lieben Gottes zu kopieren, so kopiere ich es mit Pietät. Also ich rechne auf Sie."

„Um zehn Uhr bin ich bei Ihnen," versprach ihm Gertrud. „Sie erlauben, mir einen Chaperon mitzubringen" — mit einem Blick auf die Clemm — „conditio sine qua non!"

Er verbeugte sich — „ich habe den Damen nie etwas abzuschlagen gewußt — nicht einmal meine Achtung, wenn sie die durchaus von mir verlangen," erklärte er übermütig.

„Und ist es mir gestattet, den Sitzungen beizuwohnen, um Künstler und Modell in Stimmung hineinzuspielen?" erkundigte sich der Komponist. Gertrud nickte, Jessendy und de la Rochette küßten der schönen Malerin die Hand, die andern verbeugten sich respektvoll, Mrs. Clemm be-

festigte eiligst ihren Strohhut mit zwei Nadeln auf ihrem Kopf.

Zwei Minuten später waren die ehemaligen Freundinnen allein.

Achtundvierzigstes Kapitel.

„Eine Tasse Thee?" fragt Gertrud, an den Theetisch tretend.

„Mit Vergnügen," erwidert Lydia, „aber ich bitte, sehen Sie mich nicht so abweisend an. Ihre Berühmtheit schüchtert mich ohnehin arg genug ein. Wissen Sie, wie Sie jetzt aussehen? . . . Als ob Sie lebhaft wünschten, die Thüre hinter mir schließen zu können."

„Aber Lydia, wie können Sie nur so etwas behaupten!" entgegnet ihr Gertrud. „Nehmen Sie ein Biskuit?" Und während sie Lydia den Teller präsentiert, fragt sie sich, was habe ich denn gegen sie, warum wünsche ich sie weg — warum hätte ich eigentlich Lust, zum Fenster hinauszuspringen? Allerhand Bilder steigen aus ihrer Seele auf. Das altmodische, luftlose Atelier Sylvains', in dem die Schülerinnen Stillleben nach künstlichen Blumen malten und Aktstudien nach dem Gipsabguß — der kleine Salon in der Rue Malesherbes — das offene Grab, in das man den Sarg der Mutter mit Gewalt hinunterstoßen mußte, weil die Grube zu kurz war — der Brief, der die Mutter getötet — der zärtlich herzliche Brief und noch andre Dinge — Dinge, an die sie sich jahrelang nicht mehr gestattet hatte, zu denken. Sie hätte wahnsinnig werden oder sich umbringen müssen, wenn sie nicht gelernt hätte, zu vergessen! Indessen behauptet sie ihre Haltung irgendwie, und Lydia, welche nie zu den Scharfsinnigsten gehörte, sondern stets, in ihrer jeweiligen Illusion oder fixen Idee wie in einer Taucherglocke eingeschlossen, durch die Welt spaziert ist, fährt fort: „Wie wunderschön Sie es hier haben — und Ihr Teagown, wie gut es Ihnen steht! Doucet, nicht wahr?"

Gertrud nickt.

„Und wer waren die Herren, welche ich so plötzlich verscheuchte?"

„Den großen Braunen sollten Sie kennen," meint Gertrud — „es ist der Bildhauer Jessendy."

„Ach ja, und er wünscht Ihre Büste zu machen. Sie müssen doch furchtbar stolz sein, Gertrud! — Der mit dem Monocle im Auge war, glaub' ich, der Vicomte de la Rochette, ein großer Kunstmäcen, nicht? Ich bin ihm neulich auf der englischen Botschaft begegnet."

„Ja, er hat meine ‚Ernte' gekauft," erklärt Gertrud.

„Ihre wundervolle ‚Ernte'! Ich bin hingerissen, geradezu hingerissen von dem Bild — und der dicke Schwarze — sein Gesicht kam mir bekannt vor . . ."

„Sie werden seine Photographie in den Auslagen gesehen haben — es ist Cavaleoni," sagt Gertrud.

„Cavaleoni — der Komponist von ‚Pulcinellas Tod' — der junge italienische Musiker, von dem die ganze Welt spricht?" ruft Lydia aus — „ich sterbe vor Neugier, ihn kennen zu lernen — das ist ja herrlich — wie schade, daß er davongelaufen ist! Aber es staubt ja geradezu von Berühmtheiten bei Ihnen, Gertrud — freilich, freilich, gleich und gleich gesellt sich gern. Sie sind ja jetzt selber ein Stern! — Wer das gedacht hätte, damals, als Ihre Staffelei neben der meinen stand im Atelier Sylvains! Wenn Ihre Mutter das erlebt hätte, wie stolz sie gewesen wäre auf Sie!"

Ja, wie stolz! . . . Immer neue Bilder, neue Bilder aus der alten Zeit! . . . Gertruds Atem stockt — es ist ihr plötzlich zu Mut, als ob man ihr mit einem scharfen Messer das Herz mitten entzweigeschnitten hätte — mühsam rafft sie sich zu einer Phrase auf.

„Ja, die Mutter hätte sich gefreut!" murmelt sie. Sie versucht zu lächeln — die Anstrengung ist zu groß — ihr Gesicht zuckt — und plötzlich fließt ein heißer Thränenstrom über das mühsame Lächeln hin und reißt es mit sich fort.

Noch um Jahre später wird sich Lydia dieses in Thränen ertrunkenen Lächelns erinnern.

Sie erschrickt jetzt vor ihrer Unzartheit und Taktlosigkeit, und beide Arme um Gertrud schlingend, küßt sie dieselbe immer und immer wieder.

„O verzeihen Sie, seien Sie mir nicht böse, Gertrud. Ich vergaß ganz, an was Sie mein Anblick alles erinnern

mußte nach dieser langen Trennung — und ich hatte eigentlich gar kein Recht, mich bei Ihnen zu präsentieren, so ohne mich vorher angekündigt zu haben, jetzt, wo Sie eine so glänzende Stellung einnehmen, daß wir gewöhnliche Sterbliche alle nur von fern — fern zu Ihnen aufsehen!"

„Uebertreiben Sie nicht," murmelt, ihre Thränen trocknend, Gertrud — „ich danke Gott von Herzen für das bißchen Erfolg, das er mir gegönnt hat, aber gar so weit her ist es ja nicht — und ob es bestehen wird, weiß man nie. Ich freue mich sehr, Sie zu sehen — aber Ihr Besuch kam mir ein wenig unerwartet — unsre Beziehungen waren gänzlich eingeschlafen, ich hatte ja doch jahrelang keinen Brief mehr von Ihnen erhalten!"

„Ich will Ihnen nicht unrecht thun, Gertrud, aber ich glaube, diejenige, welche zuerst mit dem Schreiben aufgehört hat, waren Sie," meint Lydia und spielt mit ihrem Visitenkartentäschchen, das sie zugleich mit einem Batisttuch in den Händen hält.

„Das ist wohl möglich," erwidert Gertrud nicht ohne Bitterkeit. „Angenehmes hatte ich nicht zu berichten, und Bekannten, die in Glück und Ueberfluß lebten, von meinem Elend zu erzählen, schämte ich mich. Das werden Sie wohl begreiflich finden."

„Arme Gertrud!" Wieder zieht Lydia das Mädchen an ihre Brust und küßt es. Sie ist von Natur eine Plaudertasche, und das Mitleid raubt ihr jedes Maß von Besonnenheit. „Soll ich ganz aufrichtig sein," beginnt sie, „ich hätte vielleicht gar nicht den Mut gehabt, meine Beziehungen zu Ihnen von neuem anzuknüpfen, wenn mir nicht von andrer Seite der Impuls gegeben worden wäre. Ein Freund Ihres verstorbenen Bruders schrieb mir vor einigen Tagen aus New York und forderte mich auf, mich nach Ihnen zu erkundigen — Sie erraten, wen ich meine!"

„Herr von Stolzing," sagt Gertrud, die plötzlich die Farbe gewechselt hat. „Kennen Sie den?"

„Er ist mein leiblicher Vetter," erklärt Lydia, Gertrud aufmerksam betrachtend. Nun sie so weit gegangen ist, will sie weiter gehen. Es wäre doch zu interessant, Bill genau berichten zu können, welchen Eindruck die Nennung seines bescheidenen Namens auf die große Künstlerin gemacht hat

und in was für einem Andenken er bei derselben steht. „Mein leiblicher Vetter — Vetter im zweiten Glied."

„Sie hatten mir nie von ihm gesprochen," sagt Gertrud trocken, „und Herr von Stolzing hat sich durch Sie nach mir erkundigen lassen?"

„Ja, sehr eindringlich."

Der plötzliche Farbenwechsel bei Erwähnung des jungen Mannes ist zu jäh gewesen, als daß er Lydia hätte entgehen können; gespannt wartet sie auf Gertruds nächste Aeußerung. Nach einer langen Pause sagt diese, immer im selben herben Ton: „Er war in mißlichen Vermögensverhältnissen — wie geht es ihm jetzt?"

„Brillant!"

„So, ah!" Gertrud kreuzt die Arme über der Brust und blickt unter fest zusammengezogenen Brauen gerade vor sich hin. Es spricht Bitterkeit und Verachtung aus ihrem Blick. Offenbar hat die Nachricht, daß es Bill Stolzing brillant geht, einen sehr unangenehmen Eindruck auf sie gemacht. Lydia, welche ihren Gedankengang errät, beeilt sich, diesen unangenehmen Eindruck zu verwischen.

„Wenn ich sage, daß es ihm brillant geht, meine ich, daß es ihm jetzt endlich gut geht, nachdem er sich recht lange hat quälen müssen, um es auf einen grünen Zweig zu bringen. Vielleicht wissen Sie, daß er nach Amerika kam, ohne einen Heller — um Geld zu verdienen."

Gertrud nickt.

„Dazu stellte er sich allerdings recht komisch an," fährt Lydia fort; „die vorteilhaftesten Geschäfte ließ er links liegen, achselzuckend oder mit verächtlich abgewandtem Gesicht ging er daran vorbei. Von einer reichen Heirat wollte er schon gar nichts wissen. Die Aussichten waren trübe. Er versuchte es mit dem Comptoirdienst, aber er wurde krank davon. Zum Kaufmann taugte er nun einmal gar nicht. Da, eines schönen Tages, fing man an, viel zu reden von einem neuen Diamantenlager in Peru. Sehr lockend war es nicht, die Ausbeute zweifelhaft und unter sehr harten Bedingungen ermöglicht, das Klima mörderisch. Wir redeten ihm sehr ab, sich in das Unternehmen einzulassen. Förmlich am Rockschoß hielt ich ihn zurück. Er aber stürzte sich hinein wie ein Rasender. Lange ließ er nichts von sich hören. Ich glaubte fast, daß er verunglückt sei. Da, dieses

Frühjahr, tauchte er plötzlich wieder in New York auf — als Millionär!“

„Ach!“ wieder folgt eine Pause, dann thut Gertrud eine sehr ungeschickte Frage — eine so ungeschickte Frage, daß sie sich dafür schlagen möchte, nachdem sie ihr entschlüpft ist. „Ist er verheiratet?“ fragt sie.

Lydia hätte Lust, ihr ins Gesicht zu lachen — auf der Zunge schwebt ihr die Antwort: „Gerade dasselbe wollte er von Ihnen wissen“ — aber im rechten Moment überlegt sie sich's noch. Ein Abglanz von ihres Vetters Dick praktischer Lebensweisheit flackert durch ihre Seele. Sie darf Bill nicht kompromittieren — wer weiß, ob er nach reiflicher Ueberlegung noch Lust hegen wird, eine so berühmte Künstlerin zu heiraten. So sagt sie nur: „Bis jetzt noch nicht — obzwar sich die schönsten Mädchen von New York die Augen nach ihm ausschauen. Aber es ist spät geworden.“ Lydia erhebt sich und greift nach ihrem Kragen, den sie im Laufe des Gespräches aufgehakelt hat und der ihr von den Schultern geglitten ist.

„Darf ich ihn von Ihnen grüßen? Er nimmt das lebhafteste Interesse an Ihnen — Sie seien die Schwester seines besten Freundes, schrieb er mir, und er betrachte Sie als eine Art Vermächtnis.“

O wie schlau kommt sich Lydia vor, während sie dies sagt!

„Zu was ihn grüßen lassen — wir stehen seit Jahren in gar keinem Verkehr,“ erklärt Gertrud schroff, „und ich muß gestehen, daß mich die Teilnahme, welche er nach dieser langen Zeit für mich an den Tag legt, in sehr großes Erstaunen versetzt.“

„Nun, wie Sie wollen, meine liebe Gertrud — aber mich lassen Sie es nicht entgelten, wenn Sie auf meinen Vetter böse sind. Ich fühle mich sehr dankbar gegen ihn gestimmt, weil er mich veranlaßt hat, unsre lieben alten Beziehungen wieder aufzunehmen. Darf ich wiederkommen? — Nicht wahr, ich darf — es ist zu schade, daß ich so beeilt bin — es ist mir noch gar nicht gelungen, Sie ordentlich warm zu plaudern. Wenn Sie sehr lieb sein wollen, so kommen Sie morgen zu mir frühstücken!“

„Ich gehe nie aus,“ entgegnet ihr Gertrud hastig — „es zerstreut mich — es stört mich in der Arbeit.“

„Aber Gertrud! Die Einladung de la Rochettes haben Sie doch angenommen," ruft Lydia vorwurfsvoll; „jetzt bin ich aufrichtig verletzt!"

Was bleibt Gertrud übrig, als nachzugeben.

Dann noch ein paar entzückte Ausrufe über die Schönheit und Traulichkeit des Ateliers — tiefes Bedauern, daß Lydia vor lauter Wiedersehensfreude und Wiedersehensgeplauder noch nicht dazu gekommen ist, Gertruds Kunstwerke zu bewundern — Klagen über ewige Hetze — Abschiedsumarmungen und in einem lauten Aufrauschen von Seide steuert die Frau, die so schöne Augen und immer Eile hat, hinaus.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Nun war sie fort — Gertrud war wieder allein — endlich wieder! sagte sie sich. Sie wollte erleichtert aufatmen, aber sie fand keine Erleichterung.

Die Sonne stand schon tief, durch die Luft zitterte das dämpfende, unnennbare Etwas, das der Dämmerung vorausgeht. Gertrud eilte aus dem Atelier, als ob sie vor etwas hätte fliehen wollen, und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück. Dort fing sie an, hastig, immer hastiger auf und ab zu gehen. Sie hätte laufen, durch die Wände rennen mögen, so groß war die Unruhe, die in ihr tobte.

Für sie war es nicht Lydia, die plötzlich bei ihr aufgetaucht war — nein, das Gespenst ihres alten Lebens hatte an ihre Thür geklopft und Dinge in ihrem Herzen geweckt, die lang geschlafen hatten — das alte Heimweh — die alte Liebe — die alte Reue — die alte Scham! — Eine schreckliche Qual folterte sie — eine Qual, um die es wie der Leichengeruch toter Freude schwebte.

Sie hatte geglaubt, ganz und gar fertig zu sein mit der Vergangenheit, und daß nichts mehr sie hinüberlocken könne in das alte Leben.

Es gab nunmehr nur noch einen einzigen Weg, den sie würdig gehen konnte, und den Weg hatte sie so tapfer als möglich gehen wollen. Sie wollte ihn gehen, ohne zu klagen, ohne zu jammern über das, was nicht mehr un-

geschehen zu machen war. Sie wollte ihre Existenz nicht brach legen durch unfruchtbar nörgelnde Reue, sondern was ihr an Kraft verblieben, dazu anspannen, nach einem Ziel zu streben, das ihr zu erreichen nicht verboten war. Lange war sie ihrem Vorsatz treu geblieben — ihre ganze Existenz war nichts mehr gewesen als Arbeit und Wohlthätigkeit — die bescheidenste Wohlthätigkeit, die angestrengteste Arbeit. Jeder Gedanke, der sich nur mit einem Flügelschlag über die von ihr selbst gezogene Grenze hinauswagte, stieß sich bald so wund, daß sie ihn rasch wieder einfing und von neuem der einzigen Richtung zuwendete, in der ihr das Denken noch von Nutzen und Frommen war.

Die Wohlthätigkeit war ihre Erholung, die Arbeit war ihre Buße, ihr Gebet. In der Arbeit vereinigte sie von nun ab ihr bestes Wollen, ihr tiefstes Fühlen, ihr höchstes Denken, die edelsten Triebe ihrer Natur.

Das Lied der großen Chimäre war verstummt. Die grausame Gottheit, welche keine Götter dulden wollte neben sich, war befriedigt.

Mit Gertruds Arbeit ging es vorwärts, und der Stachel der Erinnerung stumpfte sich ab. Wenn sie anfangs beständig mit ihrem erniedrigenden Schuldbewußtsein beschäftigt, unaufhörlich damit wie mit einem bösen Traum gerungen hatte, so hatte sie sich im Laufe der Zeit langsam an dieses Schuldbewußtsein gewöhnt, und hatte es tragen, sich damit abfinden gelernt. Die Kranken, die sie gepflegt und denen sie müde, wie sie war, ihre Nächte geopfert, die Hungrigen, denen sie das Stückchen Brot verabreicht hatte, das sie selber kaum entbehren konnte, die fragten nicht nach ihrer Vergangenheit, und wenn sie darum gewußt hätten, wäre ihnen die Sache nicht wichtig erschienen, nicht viel wichtiger, als daß sie einmal ein Nervenfieber durchgemacht hatte. Ihre ganze Umgebung liebte und verehrte sie. Und langsam regte sich ihre tiefgebeugte Selbstachtung, richtete sich aus ihrer Erniedrigung auf an dieser Liebe und Verehrung, welche sie annehmen durfte, ohne vor sich selber als eine Betrügerin gelten zu müssen.

In der Welt, über welche die große Chimäre ihre schauerlich mächtigen Flügel breitete, stellte man nicht dieselben Ansprüche an die Menschen, die man in Gertruds ehemaliger Welt an sie stellte. Die Wege in der Welt

der großen Chimäre waren nicht so glatt, wie die sandbestreuten Parkwege von Lindenheim — nein, gar nicht glatt waren sie, sondern rauh und steinig, und daß man auf diesen Wegen strauchelte, war schließlich kein Wunder, und es strauchelten ihrer zu viele, als daß man sie alle hätte verstoßen und es ihnen verbieten dürfen, sich aufzurichten, und wenn sie sich einmal aufgerichtet hatten, so wäre es öde Grausamkeit gewesen und Unklugheit dazu, die Hand, die sie bescheiden hilfbereit ihren Leidensgenossen entgegenstreckten, zurückzuweisen.

Es war eine schreckliche Welt, die Welt der großen Chimäre — so traurig, daß, wer darin lebte, genug damit zu thun hatte, dem andern sein Päckchen tragen zu helfen und es eigentlich auf alles Weitere nicht sehr viel ankam.

Und Gertrud hatte ihrem Nächsten geholfen, hatte ihm beigestanden, wo und wie sie konnte. So weit ihre moralischen und physischen Kräfte, ihre pekuniären Mittel reichten, bekümmerte sie sich um alle ihre jungen begabten und auch unbegabten Kollegen und Kolleginnen. Mehr als eine verzweifelnde Künstlerexistenz hatte sie zur rechten Zeit ermutigt, mehr als eine schwankende gestützt, mehr als eine gebrochene aufgerichtet.

In diesem stillen und doch von edelster Thätigkeit ausgefüllten Leben hatte sich langsam alles, was aufgeregt in ihr war, beruhigt, alles, was getrübt war, geklärt. Der Wohlstand war gekommen. Sie hatte ihn dankbar hingenommen aus der Hand des Schicksals und freundlich mit ihrer Umgebung geteilt. Sie war wieder heiter geworden, hatte das Leben von neuem lieben gelernt. Sie hatte ihren alten Kinderschlaf wieder gefunden.

Und so, wohlthuend und wohlthätig, war sie in ihr dreiunddreißigstes Jahr getreten, ohne auch nur noch einen Blick hinter sich zu werfen nach der verlorenen Jugend — nach der verlorenen Liebe.

Dann, plötzlich und unerwartet, an einem schönen, sonnigen Maitag, war der Ruhm zu ihr hereingestürmt, gewaltig, jubelnd — und ein wenig frech! Sie war als Siegerin hervorgegangen aus dem Kampf und konnte sich mit Stolz nach dem zurückgelegten Weg umsehen.

Vor einer Stunde hätte sie kaum zu sagen gewußt, was sie sich noch im Leben wünschen sollte — und

jetzt war sie matt und elend wie nur je. Was war geschehen? — Nichts — Lydia war dagewesen. Was weiter? — Sie hatte von Bill gesprochen — nun, und wenn? — Es ging ihm gut — er hatte sich nach ihr erkundigt. . . .

Sie trat an das offene Fenster, das auf einen Garten hinaussah. Draußen rauschten die Baumkronen leise und süß — das Laub war noch weich — fast wie im Frühling. Es schwebte wie eine von einer unsichtbaren Person ausgehende Zärtlichkeit durch die Luft.

„Und wenn er sich nach mir erkundigt hat," sagte sich Gertrud herb, „was kann's mir anhaben — für mich ist's vorbei. Er hat's nicht anders gewollt — ja es ist vorbei. Ich habe mir mein eigenes Los geschaffen — ich bin zufrieden mit meiner Existenz, kein Mensch soll mir nehmen, was ich mir errungen habe! Ach . . . übrigens, was quäl' ich mich — ich bin die Schwester seines besten Freundes — er betrachtet mich als eine Art Vermächtnis, weiter nichts. Sobald er erfährt, daß ich keine Not leide, wird er beruhigt sein und eine andre heiraten. Ja, heiraten — eine Frau, die ihm Kinder schenken wird — süße, krausköpfige Kinder, die ihm ähnlich sehen."

Der Schweiß trat ihr auf die Stirn — „ja, so muß es kommen — darauf bin ich längst gefaßt! — Das wär' kein Unglück! — Nein, das nicht! . . . Vor was fürcht' ich mich?"

Ein feuchter, duftiger Dunst stieg aus dem Garten herauf, der schwermütig süße Geruch sich üppig entfaltenden Pflanzenlebens; zwischen dem Rauschen der Blätter hörte man das Zwitschern der Vögel, die ihre Nester suchten. Der Aufschrei eines Finken weckte in ihrer Seele eine in der Erinnerung schlummernde Melodie. Ganz deutlich hörte sie's zwischen den Blättern rauschen:

Gott grüß' dich, solang' du die Sonne noch siehst!
Die Sonne noch siehst!

Sie fing an, am ganzen Körper heftig zu zittern. „Nein, das wäre kein Unglück!" stöhnte sie — „nein, das nicht, nein! Aber wenn er jetzt vor mich hinträte und spräche: Gertrud! Die ganzen langen Jahre habe ich nur an dich gedacht, und wenn ich gearbeitet habe, mich gesorgt mit dem Einsatz meiner Gesundheit, meines Lebens, so

war's, weil ich mir sagte: die Gertrud soll's doch noch einmal gut haben auf der Welt! Gertrud, willst du mich? Gertrud, warst du mir treu?"

Ihr war's, als höre sie die Worte neben sich sprechen, leise, aber ganz deutlich — sie hörte den Klang seiner Stimme, sie sah seine Augen, seinen siegesfroh zärtlichen Blick. Ihr fröstelte — Wie höhnende Wonneschauer eines verscherzten Glücks glitt es über sie hin!

Sie warf sich auf ihr Bett nieder, versteckte den Kopf in die Kissen und ächzte. Ja, das wäre das Unglück — das Unglück!

Fünfzigstes Kapitel.

Indessen saß Lydia, auf die Ankündigung des Diners wartend, im Hôtel Meurice vor einem Blatt sehr dicken Papiers und schrieb:

„Lieber Bill!

Daß Gertrud von Glimm eine große Künstlerin geworden ist, habe ich Dir bereits gestern mitgeteilt. Ich schrieb Dir das Faktum ganz roh, ohne Zubereitung. Jetzt muß ich noch einiges hinzufügen. Ich habe Erkundigungen eingezogen über sie. Sie ist ein Engel — sie wird von ihrer ganzen Umgebung wie eine Heilige verehrt — conduite irréprochable, versichert man mir ..."

Hier stockte Lydias Feder ... Hastig überflog sie das Geschriebene mit den Augen; dann, halb lachend, zerriß sie den Briefbogen.

„Conduite irréprochable — Erkundigungen ... das nimmt er ja totübel! — Unsinn, so geht's nicht!"

Sie zog einen frischen Briefbogen aus ihrer Mappe, tauchte die Feder von neuem ein und ließ sie übers Papier fliegen.

„Lieber Bill!

Ich war bei ihr — ich habe sie gesprochen. Sie ist schöner als je und nicht nur eine große Künstlerin, sondern ein Engel.

Aber sie ist sehr böse auf Dich — will Dich nicht

grüßen lassen und wird rot, wenn man Deinen Namen ausspricht.

Daß sie noch ledig ist, schrieb ich Dir neulich. Komisch ist's, daß eine ihrer ersten Fragen nach Dir dem Umstand galt, ob Du Dich in derselben Lage befändest.

Dies das Resumé aller meiner Beobachtungen. Gott segne Dich — Vogue la galère!

Deine alte Lydia."

Diese inhaltsreichen Zeilen sandte Lydia sofort auf die Post und rieb sich innig vergnügt die Hände.

Das nannte sie den Dingen ihren freien Lauf lassen!

Gertrud hatte sich fest vorgenommen, Lydia auszuweichen. Dieses eine Frühstück, zu dem Lydia sie geladen und das sie in Anbetracht der Umstände nicht hatte gut ablehnen können, mußte sie freilich über sich ergehen lassen. Dabei aber sollte es bleiben. Von da an wollte sich Gertrud unter keiner Bedingung mehr aus ihrer Ruhe und ihren vier Wänden herauslocken lassen.

Aber die lebhafte Freundlichkeit und stürmische Energie Lydias hatten bald alle guten Vorsätze Gertruds über den Haufen geworfen.

Da Dick Grant am Tage nach seiner Auseinandersetzung mit Lydia im Hôtel Meurice — vielleicht aus Angst, in eine unerquickliche Angelegenheit mit hinein verwickelt zu werden — Paris verlassen hatte, so fehlte es seiner Cousine nun total an einer angenehmen Begleitung bei den verschiedenen Ausflügen, die noch auf dem Programm ihres Pariser Aufenthalts standen; und wenn Lydia sich mit der flehenden Bitte an Gertrud wendete, ihr aus der Verlegenheit herauszuhelfen, so konnte sie ihr füglich ihre Begleitung nicht versagen.

Gertruds Wille war von jeher schwach gewesen, und Lydias Energie im Durchsetzen ihrer Wünsche geradezu gewaltthätig. Sie stieß die Einwände, welche Gertrud schüchtern gegen gemeinschaftliche Vergnügungsunternehmungen vorbrachte, mit einem Strich ihres reich garnierten Sonnenschirmchens um.

Ehe sich Gertrud dessen versah, war sie schon jedesmal besiegt.

Von Bill war nicht mehr die Rede gewesen, das beruhigte sie sehr. Ihre Angst vor seiner andauerden Liebe erschien ihr bald als dünkelhafte Ueberspanntheit. Wenn man die Männer und das Leben einmal so gut kannte wie sie, wußte man, daß so etwas einfach nicht möglich war. Er hatte sich gewiß nur nach ihr erkundigen lassen aus Gewissenhaftigkeit, weil er sich nachträglich Skrupel machte, sie im Stich gelassen zu haben. Das war sonnenklar.

Und so fuhr sie denn mit Lydia nach Fontainebleau und freute sich an dem Sonnenschein und an der altmodischen Vornehmheit des zwischen grünen Wäldern schlummernden Städtchens.

Die beiden Freundinnen besahen mitsammen das Schloß, das merkwürdige alte Schloß, das den Glanz Franz' I. gesehen hat und jetzt dem Präsidenten der Republik zum Sommeraufenthalte dient. Der Präsident ist freilich bescheiden und zieht sich in ein oberes Stockwerk zurück, das, ehemals von der Suite glänzenderer Regierungsoberhäupter bewohnt, sich abseits von den historischen Räumen befindet — den Räumen, in denen man den Freundinnen die weltberühmten Primaticios zeigte und den Tisch, an welchem Napoleon I. seine Abdikation unterschrieben, und das Bett, das für Marie Antoinette geschnitzt worden war, und in dem später die Kaiserin Eugenie geschlafen hat.

Nachdem sie das Schloß besichtigt hatten, gingen sie lange im Park spazieren und machten schließlich eine Fahrt durch den Wald. Sie übernachteten in einem Hotel, das dem alten Schloß gerade gegenüber liegt — dem kleinen, wunderhübschen Hôtel de France et d'Angleterre, in dem jedes Zimmer nicht nur ein Muster von Komfort und anheimelnder Sauberkeit, sondern auch von wirklich gutem Geschmack, ausschließlich mit authentischen alten Möbeln aus der Zeit Ludwigs XVI. und des ersten Kaiserreichs ausstaffiert ist — den Möbeln, welche, in der luxuriösen Epoche des zweiten Kaiserreichs aus dem Schloß ausgemerzt und über die Gegend verstreut, von Madame Dumaine, der intelligenten Wirtin des France et d'Angleterre gesammelt und zum großen Teil hier vereinigt worden sind.

Den nächsten Tag machten sie einen Ausflug nach Barbizon.

Das Eis war gebrochen! — Von dem Augenblick an versuchte Gertrud keinen Widerstand mehr; für die paar Tage war's wirklich nicht der Mühe wert!

Aus den „paar Tagen" wurden vier Wochen, und als Lydia endlich ihre Absicht, abzureisen, ankündigte, war die Freundschaft der beiden im vollen Zuge, und die Trennung fiel Gertrud schwer. Zugleich sagte sie sich, es sei gut, daß es nun zu Ende war.

Aber es war nicht zu Ende!

Als Gertrud sich an dem heißen Julimorgen, an dem Lydia von Paris abdampfen sollte, auf dem Nordbahnhof einfand mit einem Strauß Rosen und einer Bonbonniere von Boissier, um von Lydia Abschied zu nehmen, sagte ihr Lydia, welche die Thränen in den Augen hatte: „Auf Wiedersehen — im November komme ich wieder nach Paris, und da müssen Sie mein Porträt malen!"

„Auf Wiedersehen!" murmelte Gertrud, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen.

Der Schaffner fing an, die Thüren des Zuges zuzuschlagen — noch aus dem Fenster streckte Lydia der Freundin die Hand entgegen — „auf Wiedersehen im November — Weihnachten feiern wir zusammen!" rief sie. — Ein schriller Pfiff — in Dampfwolken eingehüllt, fuhr der Zug davon.

„Weihnachten feiern wir zusammen!" murmelte Gertrud, indem sie aus dem Bahnhof trat. — Sie stieg in einen Wagen und gab dem Kutscher ihre Adresse. Leicht und fröhlich rollte der Wagen über den glatten Asphalt hin. Aber Gertruds Herz war plötzlich schwer geworden.

„Weihnachten feiern wir zusammen!" hatte Lydia gesagt — aber das war ja unmöglich! Seit drei Jahren verbrachte Gertrud den Weihnachtsabend immer mit Luise Moreau, die ihr seit jenem Tage, da sie aus der Bewußtlosigkeit ihres Nervenfiebers zum erstenmal die Augen geöffnet, getreulich in allen Lebensnöten zur Seite gestanden, ihre beste Freundin und nützlichste Ratgeberin geworden war. Wie oft hatte Gertrud sie ihr leibhaftiges Gewissen genannt. Und nicht nur an Weihnachten — an jedem Tag, den Luise frei hatte, pflegten sie und Gertrud zusammenzukommen.

Luise war Gertruds festeste moralische Stütze gewor-

den — wie an eine ältere, klügere Schwester klammerte Gertrud sich an dieselbe an.

In der Welt der großen Chimäre hatte niemand etwas einzuwenden gefunden gegen Gertruds Freundschaft mit Luise Moreau — im Gegenteil hatte man sie ihr hoch angerechnet. Was aber würde Lydia sagen gegen diesen vertraulichen Verkehr mit einer Gefallenen — ja, einer Gefallenen, die aus ihrer Vergangenheit kein Hehl machte, wenn sie auch nie darüber sprach.

Und selbst wenn Lydia, vom höchsten christlichen Standpunkt aus, sich entschließen würde, Gertruds Verkehr mit der heroischen Krankenpflegerin nicht zu verdammen — was würde Luise Moreau sagen zu Gertruds Verkehr mit der lebenslustigen Lydia Lyndhurst? — Was würde sie überhaupt sagen zu Gertruds neuer Lebensweise?

Luise hatte von Gertrud verlangt, daß sie, der Welt und ihren Genüssen vollständig entsagend, ihren Lebenszweck in der Arbeit, ihre Erholung in der Wohlthätigkeit finden solle. In den ersten Zeiten ihrer völligen Zerknirschung hatte sich Gertrud diesen strengen Anforderungen willenlos gefügt. Aber als sie anfing zu gesunden, hatte ihre Natur begonnen, wieder den Freuden zuzustreben, die ihr der neu erworbene Wohlstand ermöglichte.

Luise hinderte sie, wo sie konnte, daran, diesen Versuchungen nachzugeben, und wenn Gertrud ihr entgegnete, daß die Dinge, welche sie sich gönnen wollte, doch nur unwesentlicher Natur seien, erwiderte sie immer: „Verzehre deine Sehnsucht, solange sie noch klein ist; wenn sie groß ist, verzehrt sie dich!“ Und Gertrud hatte ein wenig gemurrt, dann sich doch dem sittlichen Ernst der Freundin untergeordnet, ja sich schließlich gewundert, daß sie je anders als in deren Sinne hätte handeln wollen!

Als die Freundin im verflossenen Februar nach Kairo abgereist war, um sich dort anläßlich einer entsetzlichen Epidemie der Krankenpflege zu widmen, hatte sich Gertrud erst fürchterlich vereinsamt gefühlt, dann hatte sie aufgeatmet, als ob ein Druck von ihr genommen worden sei.

Ein Weilchen hatte sie dennoch an ihren Entsagungsgewohnheiten festgehalten. Als aber der Ruhm gekommen war mit seinem ganzen berauschenden Blendwerk, da hatte sie den Kopf verloren; sie war den einschmeichelnden Stimmen

gefolgt, die sie zum Genuß, zur Freude zurückriefen. Und jetzt, wo sie zum erstenmal dazu kam, über sich nachzudenken, erschrak sie darüber, wie weit sie abgeglitten war von dem Wege, welchen sie mit Luise zu gehen pflegte.

Was würde Luise dazu sagen, daß sie dies gethan und jenes ...?

Sie wurde immer unruhiger und unruhiger. Plötzlich kam ihr ein Zorn gegen die Tyrannei Luise Moreaus; Luise war eng, war eine Fanatikerin, sagte sie sich. Sie wollte sich nicht von ihr lenken lassen wie ein Kind.

Einen Augenblick bereute sie es heftig, Luise Moreau ihr Geheimnis gebeichtet zu haben — sie hätte Lust gehabt, sich ganz los zu machen von ihr. Dann wieder überkam sie die Sehnsucht nach der Entfernten so stark, daß sie ihr am liebsten gleich nachgereist wäre mitten in die Pest hinein. Sie hätte sich vor ihr auf die Kniee werfen mögen wie in den Zeiten, wo ihr am Allertraurigsten zu Mute gewesen war, den Kopf in ihrem Schoß bergen und ihr zurufen: „Ich weiß nicht mehr aus und ein — hilf du mir!"

Ein heftiger Kopfschmerz fing an, sie zu plagen. Beim Gabelfrühstück, das Naná mit besonderer Sorgfalt bereitet hatte, konnte sie nichts essen. Nach der Mahlzeit legte sie sich ein wenig nieder. Sie war eben eingeschlafen, als ein scharfes Klingeln an der Thür sie weckte.

Aergerlich über die Störung richtete sie sich auf. „Was gibt's, Naná?" fragte sie durch die Thür.

„Ein Telegramm für Mademoiselle."

„Ein Telegramm?"

Naná brachte es ihr. Mit der Gleichgültigkeit der Großstädterin entfaltete sie es.

Ein heiserer Schrei entfuhr ihren Lippen — das Blatt flatterte zur Erde. „Luise Moreau heute früh an der Cholera gestorben. Brief folgt. Rédon."

Rédon war der Name des Arztes in dem Spital, dem Luise ihre aufopfernden Dienste geweiht hatte.

Sie war gestorben wie eine Heldin, wie eine Heilige. Der Arzt berichtete es in einem ausführlichen, von einem glühenden Eisen der Desinfektion halber vielfach durchstochenen Brief, der acht Tage nach der telegraphischen Todesnachricht Gertrud zukam. Der Arzt konnte nicht

Worte genug finden für die Tapferkeit und Unerschrockenheit, mit der sie ihren schweren Beruf ausgeübt, und für die Zartheit, die heitere Geduld, welche sie den Kranken unter den widerwärtigsten Verhältnissen zu zeigen nie aufgehört hatte.

Gertrud weinte um die Verlorene Tag und Nacht. Sie irrte herum wie eine Wahnsinnige; den alten, immer wieder auftauchenden katholischen Jugendgewohnheiten gemäß, flüchtete sie in die Kirchen und stieß sich die Stirn gegen die Altarstufen wund. Sie begriff nicht mehr, daß sie einmal aufrührerische Gedanken gegen die Abwesende gehegt — die ganze Welt war dunkel und leer geworden für sie. Immer wieder wollte sie nach der festen Hand greifen, die sie so liebevoll, wenn auch streng durchs Leben geleitet hatte.

Aber die Tage vergingen — und der Schmerz stumpfte sich ab — ganz leise — allmählich . . . ohne daß sie sich selbst Rechenschaft davon gab. Sie fing an, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Luise Moreau tot war. Aber die Leere, welche durch ihr Hinscheiden in Gertruds Seele entstanden war, die blieb, und diese Leere wollte ausgefüllt werden.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Vier Wochen waren vergangen; Gertrud fing an, sich von neuem in ihrem Leben zurechtzufinden; ihre innere Unruhe hatte sich gelegt. Sie dachte gar nicht mehr an Lydia Lyndhurst und nicht mehr von früh bis abends an Luise Moreau, als etwas eintrat, was abermals alles umstürzte, was sich indessen mühsam in ihr gefestigt hatte.

Lydia, deren ersten Brief Gertrud nicht beantwortet hatte, schrieb ein zweites Mal, und zwar teilte sie Gertrud mit, daß sie Lindenheim, welches wegen seiner altmodischen Winkeligkeit von Frau Ferdinand von Zoller schon jahrelang verschmäht wurde, gemietet habe und im September mit Sicherheit auf Gertruds Besuch rechne.

Eine rasende Aufregung bemächtigte sich Gertruds; die Sehnsucht nach der Heimat rüttelte ihr an jedem Nerv.

Lindenheim! ... es noch einmal sehen! — es wirklich noch einmal sehen! ... Sie verging vor Seligkeit, vor schwindelnder, zum Himmel jauchzender Seligkeit bei der bloßen Vorstellung! — Dann plötzlich durchzuckte sie die Erinnerung an Luise Moreau!

„Was würde sie sagen? Entsetzt wäre sie bei dem bloßen Gedanken daran, daß ich dieser Verlockung nachgeben könnte!“

Und plötzlich erinnerte sie sich, daß Luise Moreau tot war, und es kam wie ein Gefühl der Erleichterung über sie bei dem Gedanken, daß sie vor dieser strengen Richterin sich nicht mehr werde verantworten müssen. Gleich darauf schämte sie sich für diesen Gedanken.

Sie fing an, unruhig auf und ab zu gehen. Unwillkürlich gedachte sie der Worte Luisens: „Verzehre deine Sehnsucht, solange sie noch klein ist, läßt du sie erst groß werden, verzehrt sie dich!“

Sie durfte ihr Heimweh nicht groß werden lassen! Sie eilte zu ihrem Schreibtisch, um Lydias Brief sofort abschlägig zu beantworten! Aber als sie die Feder in die Hand nahm, lag diese wie Blei zwischen ihren Fingern — sie konnte sie nicht über das Papier hinschleppen. — Sie brach in heftiges Schluchzen aus.

Um ihre Gedanken von Lindenheim abzulenken, versuchte sie zu arbeiten. Aber sie malte nur so aus dem Handgelenk heraus, Herz und Kopf waren nicht dabei, und sie brachte nichts Ordentliches zu stande. Da warf sie den Pinsel weg, wie sie die Feder weggeworfen hatte und entschloß sich, einen kleinen Ausgang zu machen und bei der Gelegenheit ein Geschenk für Boschka einzukaufen, mit der sie noch immer in freundschaftlichster Korrespondenz stand, und die demnächst ihren Geburtstag feiern sollte.

Boschka befand sich nicht in brillanten Vermögensverhältnissen, aber ihr Mann verdiente immerhin genug, um sie beide anständig zu ernähren, und hie und da fiel auch noch etwas ab auf eine gemeinschaftliche Reise. Gewöhnlich freilich reiste der Mann, welcher Korrespondent bei einem Prager Blatte war, das die czechischen Interessen in deutscher Sprache vertrat, allein.

Seine häufigen Abwesenheiten trugen, wie Boschka Gertrud in ihren Briefen oft versichert hatte, nur dazu

bei, die Verträglichkeit der beiden Eheleute zu sichern. „Wir schreiben uns häufig und telegraphieren uns manches Mal. Damit helfen wir uns ganz gut über unsre langen und häufigen Trennungen hinaus, und wenn die beiden Kameraden dann schließlich wieder zusammenkommen, haben sie einander um so mehr zu erzählen und freuen sich recht sehr aneinander und an ihrem hübschen Heim!“ So berichtete Boschka.

Nach den Photographieen zu urteilen, welche die junge Slavin Gertrud gesandt hatte, mußte das Heim ganz reizend sein, und seine Ausschmückung während der häufigen Abwesenheiten des Gemahls machte Boschkas hauptsächliche Beschäftigung aus. Kinder hatte sie nicht, fügte sich aber in diesen Umstand mit demselben vergnügten Idealismus, mit dem sie von jeher das Kupfer ihres Lebens in Gold umzuwandeln verstanden hatte. Diese Art Alchimie schien ihr bei ihrer neuen Existenz recht sehr zu statten zu kommen, da es in ihrem Leben nicht nur an eigenen Kindern, sondern an verschiedentlichem Andern zu fehlen schien.

Es war Nachmittag. Gertrud verfügte sich in den Bon marché und wählte zwei sehr hübsche Kleider für Boschka aus. Nachdem sie das Notwendige für die sofortige Absendung dieses Angebindes veranlaßt hatte, machte sie noch einen Weg in eine entlegenere Straße, um eine kranke Malerin zu besuchen und zu zerstreuen.

Erst gegen Abend kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Dort trat ihr Naná mit rotgeweinten Augen und einer schwarzen Schürze entgegen.

„Was gibt's, Naná?“ rief Gertrud.

„Die arme kleine Karoline — das Kind meiner Nichte, ist heute in Sommerive ertrunken!“ schluchzte Naná.

„Um Gottes willen!“ stieß Gertrud aus und sank auf den ersten Stuhl zusammen, der ihr zu Händen kam. „Wie ist das zugegangen?“

Ja, wie! Das Heimweh hatte den armen Wurm umgebracht.

Eine Verwandte aus Sommerive war nach Paris gekommen, das Totenhemdchen für das Kind zu besorgen und Naná aufzufordern, dem Begräbnis beizuwohnen. Durch sie hatte Naná erfahren, wie alles zugegangen war.

Vor beiläufig einem Jahre hatte die Mutter sich ver=

heiratet und bei diesem Anlaß ihr armes, uneheliches Kind, das der Mann bei sich nicht dulden wollte, einer Verwandten in Kost gegeben in ein Dorf an dem Ufer der Oise. Sommerive, welches die Mutter von da an bewohnte, lag am jenseitigen Ufer desselben Flusses. Das Kind war anfangs über die Trennung außer sich gewesen, hatte sich aber beruhigt, bis vor kurzem die Mutter es besucht und ihm Spielzeug und Kuchen mitgebracht hatte. Da, als die Mutter fortwollte, hatte sich das Dirnlein ihr an die Röcke gehängt und geschrieen und geweint und himmelhoch gebeten, das Mütterchen möge es nach Hause mitnehmen. Um es zu beschwichtigen, hatte die Mutter ihm versprochen, in drei Wochen, wenn Jahrmarkt sein würde in Sommerive, würde sie kommen, es abzuholen. Und vorgestern hatte der Jahrmarkt angefangen in Sommerive, und da hatte die kleine Karoline geschäftig ihre besten Kleider in ein kleines Bündel zusammengepackt und allen Leuten erzählt, heute käme das Mütterchen sie holen, heute würde sie hinüberfahren nach Hause, zur Fete von Sommerive!

Und zehnmal des Tages war sie zur Fähre gelaufen, mit der die Mutter kommen mußte, da es keine Brücke gab über den Fluß. Aber die Mutter war nicht gekommen!

Noch spät am Abend war die Kleine hinausgelaufen zum Fluß und hatte hinübergespäht, dorthin, wo die Lichter der Jahrmarktsbuden schimmerten, und hatte gehorcht auf das lustige Klingeln und Schmettern der Musik, und hatte nicht begreifen können, warum die Mutter nicht kam.

„Sie hat zu viel zu thun am ersten Tage des Festes," hatte sie ihren kleinen Freundinnen erklärt und dann hinzugesetzt: „Morgen kommt sie gewiß."

Und ehe sie sich in ihrem Bettchen ausgestreckt am Abend, hatte sie ihr Bündel neben sich gelegt, um es nicht zu vergessen, wenn die Mutter sie ganz früh am Morgen holen kommen würde.

Aber die Glocken läuteten Mittag, und die Mutter war nicht gekommen — und das Kind war wie verrückt geworden vor Heimweh. Es hatte nicht essen, nicht spielen wollen, sondern nur beständig den Kopf gewendet und gehorcht — „kommt die Mutter nicht?" so daß die alte Verwandte, bei welcher es untergebracht war, es am liebsten selbst hinübergeführt hätte nach Sommerive. Aber sie

wagte es nicht. Denn wenn es irgendwie gegangen wäre, hätte die arme Mutter das Kind gewiß nicht im Stiche gelassen.

Die Schatten fingen an lang zu werden, und die Oise zog sich wie ein breites, goldenes Band durch die Wiesen bei Sommerive. Da ging die alte Verwandte ein paar Besorgungen machen, und dabei verlor sie das Kind aus den Augen. Zuletzt hatte sie es noch gesehen, wie es am Rand des Flusses hin und her schritt und mit vorgestrecktem Hälschen hinüberhorchte nach der Musik. Die Ufer waren an jener Stelle seicht — Besorgnisse hatte die alte Muhme nicht gefühlt, nur schreckliches Mitleid mit dem Kinde. Auf das, was kommen sollte, war sie ganz unvorbereitet gewesen.

Das Kind war zum Fährmann gegangen und hatte denselben gebeten, es hinüber zu führen. Um es abzuweisen, hatte der Fährmann ihm erwidert: die Ueberfahrt koste sechs Sous.

Karoline war in Thränen ausgebrochen, weil sie nicht mehr als vier Sous besaß. Armer Wurm!

Da der Fährmann ihren Bitten nicht nachgeben wollte, hatte sie ihm schließlich gedroht: „Wenn Ihr mich nicht fahrt, so schwimme ich hinüber!"

Das hatte er nicht ernst genommen.

Was dann in ihr noch vorgegangen war, konnte man nur erraten.

Wie es schien, hatte sie es richtig versucht, hinüber zu schwimmen — ein Schiffer hatte ihr blondes Köpfchen im Strom schimmern sehen; als sie bis in die Mitte der Oise gekommen war, hatten ihre Kräfte versagt — sie hatte versucht, umzukehren — es war zu spät — weder das eine noch das andre Ufer hatte sie mehr zu erreichen vermocht — eine Strömung hatte sie hinweggerissen — und nun war sie tot. . . .

Nach dem, was man der Naná mitgeteilt, war die Mutter völlig fassungslos vor Schmerz, und die Naná bat ihre junge Herrin um einen freien Tag, damit sie dem Kinde das letzte Geleit geben, eine Handvoll Erde werfen könne auf dessen Sarg. Sie war schrecklich erschüttert, die arme, alte Naná, von dem Tode des Kindes.

„Mademoiselle muß verzeihen, daß ich ihr das alles

so ausführlich erzählt habe — aber das kleine Ding war meine ganze Freude, und ich zählte die Jahre, bis ich sie in Paris würde irgendwo in die Lehre geben können. Aber meine Nichte ist an allem schuld, die arme dumme Rose! Als damals das Kind kam, war's natürlich ein Unglück; aber als es sich so reizend herauswuchs und so brav und klug und zärtlich wurde und auch noch bildhübsch dazu, da war's dann wieder ein so großes Glück, daß sie für ihr ganzes Leben hätte zufrieden sein können und nur an das Kind denken sollen. Und jahrelang ging's auch ganz gut — sie hielt sich tapfer und arbeitete wie ein Pferd und war lustig und guter Dinge, und alle, die sie kannten, hatten sie gern. Man nannte sie ‚Madame' aus Höflichkeit, und keiner kümmerte sich darum, ob ihr der Titel wirklich gebühre oder nicht. Da plötzlich kommt der lange Tischler und verliebt sich in sie und will sie heiraten. Und sie mag ihn eigentlich nicht, ist aber wie behext von dem Gedanken, wieder eine ehrbare Frau zu werden. Ich hab' ihr abgeraten — es nützte nichts — und was hatte sie davon? — Daß ihre neuen Verwandten auf sie heruntergesehen haben, daß man aufgewühlt hat, was längst vergessen war — daß sie sich hat für das Kind schämen müssen und ... daß es gestorben ist. Man muß bei einem bleiben im Leben — und nicht an Sachen herumflicken, die nicht zu flicken sind!"

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Nachdem die Naná Gertrud das Essen aufgetragen hatte, ging sie. Sie wollte noch mit dem Abendzug nach Sommerive, da das Kind den nächsten Morgen früh begraben werden sollte.

Gertrud legte sich bald schlafen. Was sollte sie anders mit sich anfangen. Es war schwül — sie ließ die Fenster ihrer Schlafstube offen. Von unten tönte das Rascheln und Säuseln der Blätter aus dem Garten zu ihr herauf — ein zischelnder dürrer Laut.

Die Blätter waren trocken und welk — das Laub wird so bald welk in der Stadt. In Sommerive war das Laub

gewiß noch frisch, und wenn die Nachtluft durch die Bäume strich, da rauschte es sanft und weich, daß es einem schmeichelnd durch die Seele glitt, wenn man es hörte. In Lindenheim war es sicherlich auch so! — Ob die Bäume wohl noch gewachsen waren in Lindenheim? fragte sie sich plötzlich. Der Hochsommer war immer schön in Lindenheim. An den heißesten Tagen gab es dort schattige, kühle Plätze, vor denen ein Springbrunnen plätscherte und zu denen der Rosenduft herüberzog.

O dieser Rosenduft! — Wie süß war er im Sommer; aber auch der Herbstrosenduft, in den sich der Geruch der ersten trockenen Blätter mischte, die der Regen benetzt hatte, und auf die nun die Sonne schien — auch feuchtes Moos, auf das Sonnenstrahlen fielen, duftete süß.

Die kleine Karoline war tot! — Das Heimweh hatte sie umgebracht, und Gertrud weinte plötzlich krampfhaft darüber, daß die kleine Karoline tot war, und daß das Heimweh ihren Tod herbeigeführt hatte. Sie sah das Kind vor sich, wie es hilflos und traurig herumirrte am Ufer des Flusses und sehnsüchtig horchte auf die Jahrmarktsmusik, die von drüben zu ihm herübertönte und es lockte. Jeden müden und aufgeregten Herzschlag des Kindes lebte Gertrud ihm nach, die bunten Jahrmarktsbuden schimmerten ihr vor den Augen.

Arme kleine Karoline! — 's war nicht der Jahrmarkt, der sie gelockt hatte — hinter dem Jahrmarkt war das Heim gewesen — war die Mutter — die kleine Karoline hatte gehofft, sich in das Heim hineinschmiegen zu dürfen an der Hand der Mutter, die Mutter würde ihr über den Kopf fahren, weich und warm, hatte sie gehofft — so am Hälschen und über die Ohren hin ...

Wie lange hatte niemand mehr Gertrud liebkosend angefaßt! — Sie begriff, wie sich das Kind sehnte nach der Berührung einer weichen, warmen Hand ...

Das bunte Gewirr der Jahrmarktsbuden mit ihrem Goldflitterschimmer und ihrem Schmuck von dreifarbigen Fahnen verschwamm vor Gertruds Blicken; hohe alte Lindenbäume wuchsen aus den Dächern der Buden heraus, die flache, billige Musik ging unter in dem schwermütigen Rauschen der Lindenkronen, und aus dem bald hell aufschimmernden, bald ernst nachdunkelnden Grün der Blätter,

die ein linder Hauch bewegte, ragte das grünlich abgetönte Dunkelrot eines Mansardendaches, das mit halbrunden Ziegeln gedeckt war . . .

O! wie schön das war, und wie sie sich danach sehnte! — Aber als sie hin wollte, da sah sie vor ihren Füßen einen Strom, der war breit und braun und trug allerhand zerbrochenes Gerät mit sich, wie die Ströme im Frühling, wenn sie ihre Ufer überschwemmen und tückisch mitgerissen haben, was ihnen Widerstand bietet. Und sie irrte hin und her und wußte nicht, was zu thun — und der Strom wurde breiter und netzte ihr die Füße.

Von drüben lockte die Heimat . . . da sprang sie in die braune, trübe Flut — sie schwamm und schwamm, mit ihrer ganzen Kraft drängte sie sich vorwärts. Schon sah sie die grünen Ufer grüßen — aber der Strom wurde breiter und verschlang das Grün. Da erfaßte sie eine rasende Angst — keine Ufer waren mehr zu sehen, weder hüben noch drüben — nichts als Wasser, braunes, tosendes Wasser unter einem niedrigen, grauen Himmel. — Sie schrie auf — in kaltem Schweiß gebadet erwachte sie. — — —

„Das Heimweh hat sie umgebracht!“ und dann . . . „man soll nicht zu flicken versuchen, was nicht zu flicken ist!“ So klang es ihr beständig durch die Seele. Die ersten Worte nahmen sich fast wie eine Lockung, die zweiten nahmen sich wie eine Warnung aus. Das Heimweh in ihrem Herzen lag eng verschlungen mit einer kalten, harten Trostlosigkeit.

Die Sehnsucht wurde stärker und stärker, sie vergiftete ihr ganzes Sein. — Des Nachts fuhr sie mitunter plötzlich auf aus ihrem fiebrigen Halbschlaf — ihr war's, als höre sie die Hähne krähen aus dem Wirtschaftshof in Lindenheim — melancholisch, gedehnt und etwas heiser in den weißlichen, glanzlosen Morgen hinein, und an ihren Fenstern hingleitend das träumerische Streicheln und Rauschen der tauschweren Clematisranken. — Wie gut sie den Laut kannte! — — —

Sie suchte das zwischen Blumensträußchen blaßgrün gestreifte Tapetenmuster ihres alten Lindenheimer Schlafkämmerchens an der Wand. — Da erblickte sie statt dessen eine uneingerahmte Aktstudie.

Sie erwachte aus ihrer Verwirrung und vergrub das Gesicht stöhnend in ihre Kissen.

Einschlafen konnte sie nicht mehr, ihre Haut brannte wie Feuer, und in ihren Gliedern war die Unruhe derer, die beständig fliehen möchten vor etwas, das sie mit sich herumtragen.

Sie sprang aus dem Bett und riß das Fenster auf. — Durch den Laubduft, der aus dem Garten unter ihren Fenstern drang, strich schwach, aber wahrnehmbar der Geruch frisch aufgewühlten Straßenkehrichts — der Morgengeruch der Großstadt, die sich säubert.

Mit Ekel kehrte sie sich ab. — Sie dachte an die unberührte Frische eines Sommermorgens in Lindenheim. Oft hatte sie die aufgehende Sonne dort nicht begrüßt, aber doch manchmal, wenn sie ihren Bruder auf die Jagd begleitet hatte, oder auch wenn es ungewöhnlich früh eine Reise anzutreten galt, und dann war es jedesmal wunderschön gewesen, so friedlich und verheißungsvoll, fast wie ein Gottesdienst. Und als schließlich der Moment gekommen war, wo sich Licht und Schatten teilten, die Dämmerung, mit durchsichtigen Schwingen davonhuschend, ihre weißlichen Schleier hinter sich herzog und die ganze Erde wie mit flimmerndem, funkelndem Gold bedeckt erschien, in das lange, ernste Schattenstreifen hineindunkelten, da hatte sie jedesmal die Hände gefaltet in einem Entzücken, das sich unwillkürlich zu dankbarer Andacht gestaltete.

Ach, wenn sie nur noch einmal einen Sonnenaufgang hätte sehen können in Lindenheim!

Wie widerlich er war, der staubige, faule, gärende Geruch des Großstadtmorgens! An was er sie erinnerte! — Von neuem warf sie sich auf ihr Lager und stieß mit dem Kopfe gegen die Wand. Das Heimweh zehrte an ihr wie eine schwere Krankheit.

Anfangs September erhielt sie eine neue dringende Einladung von Lydia und zugleich von Boschka einen Brief, in welchem sich diese mit Enthusiasmus für das ihr gesandte reizende Geburtstagsgeschenk bedankte und Gertrud dringend einlud, sich ihr böhmisches Heim anzusehen und ein paar Monate — so lange sie es überhaupt aushielte —

bei ihr zu verbringen. Gertrud entschloß sich zu einem Kompromiß.

Sie wollte sich nur ganz kurz, höchstens ein bis zwei Tage, aufhalten in Lindenheim auf ihrem Wege nach Böhmen.

Menschen wie sie brauchen immer einen Vorwand zur Kapitulation, und das Schicksal hatte ihr den Vorwand verschafft.

„Vor Bill brauche ich mich nicht zu fürchten," sagte sie sich noch den nächsten Tag beim Einpacken, „der muß von Lydia erfahren haben, daß ich lebe und daß ich ledig bin. Wenn er noch an mich dächte, hätte er mir längst geschrieben — oder an meine Thüre geklopft. Ich wäre vor ihm in Lindenheim sicherer als in Paris."

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

„Hanau — Hanau!" schreit der Schaffner durch die dumpfe, unbewegte Spätsommerluft. Es ist gegen neun Uhr abends. Diener und Wagen haben sie abgeholt. Der Diener hat ihr ein Billet Lydias gebracht. Sie öffnet es hastig, nichts Wichtiges, nur ein freundliches Begrüßungswort, weiter nichts.

„Liebe Gertrud!

Willkommen, tausendmal willkommen in Lindenheim. Ich erwarte Sie an der Schwelle der Heimat — weiter tragen mich heute meine Kräfte nicht. Ein Kuß und auf baldiges Wiedersehen. Ihre Lydia."

An der Schwelle der Heimat! der Heimat!

Sie hat das Billet in ihre Tasche gleiten lassen — der Diener ist auf den Bock gesprungen — die Pferde traben an.

Durch die geheimnisvoll flüsternde alte Lindenallee rollt der Wagen an dem alten grauen Landgrafenschlößchen vorbei, dessen seltsame Rokokoschnörkel phantastisch über ein schwarzes Eisengitter herübersehen.

Wie eigentümlich ihr zu Mute ist! . . . Beklommen . . . eines Wunders gewärtig. Was erwartet sie wohl? — Daß

sie ihr altes unberührtes „Ich" wiederfinden und alles nur ein böser Traum gewesen sein möchte, aus dem sie nun endlich — endlich erwacht — in der Heimat.

Durch eine Allee von alten Apfelbäumen rollt jetzt der Wagen.

Hanau liegt hinter ihr. Ringsherum zieht sich die träge Ueppigkeit der Wetterau, auf der, durch feuchte Dünste schimmernd, das Licht des Vollmonds ruht. Wie flüssiges Silber schimmert's in der Luft; alles verklärend, nichts verbergend, zieht's über die schlummernde Landschaft hin.

Die Farben sind abgetönt, nicht ausgelöscht, in den weißlichen Duft hinein glänzt das nasse Grün der Wiesen, das Stahlblau der sich durch ihre saftige Ueppigkeit hin und her krümmenden Nidder. Das fiedrige Grau der um wunderlich verschnittene alte Stämme schimmernden Weidenblätter unterscheidet sich deutlich von dem dunkleren, dichteren Laub der Erlen, welche, mit den Weiden abwechselnd, an verschiedenen Stellen die Ufer des Flüßchens beschatten. Das schwärzlich verwischte Gold der Stoppelfelder hebt sich scharf ab gegen die großen Flächen von hochragendem, saftigem, grünem Rübenkraut, sogar die eng aneinander geschmiegten Aepfel vermag man zu erkennen zwischen dem dichten Geäst der alten Bäume, das seine schwarzgezackten Schatten über die Straße wirft.

Aus der Apfelallee mündet der Wagen in einen Waldweg ein. Der süße Atem des feuchten Waldmoders mischt sich mit Harz- und Kiefernduft. Wie rostiges Kupfer glänzend, verlieren sich die hohen Stämme in dem Dunkel der ernsten, breiten Kieferkronen, dazwischen, von durchsichtigem, vorspringendem Geäst verschleiert, schimmert das Blau des Nachthimmels auf. In den seichten Straßengräben glänzt das Wasser zwischen den speerartig in die Höhe starrenden Binsen, über die wilde Rosenbüsche ihre gebogenen Aeste neigen.

Und immer noch dasselbe flüssige Silber durch die Luft schwebend, am Boden hinschleichend, die Stämme der Kiefern umschlingend mit geheimnisvollen, regenbogenfarbig umsäumten Schleiern — und über allem, bannend schaurig, verheißungsvoll und schreckhaft, derselbe gespenstige Erlkönig-Zauber!

Näher ... näher ... Der Wald liegt hinter ihr. .

Von neuem breitet sich die Ebene vor ihr aus, und dort, inmitten eines großen, dunklen Flecks — der weiße Streifen, aus dem rote Lichter herausglühen — unter einem schwerfälligen, mächtigen Mansardendach — das ist ... nein, nicht möglich! ... das ist Lindenheim!

Gertruds Herz pocht laut. Sie stellt sich im Wagen auf, um besser zu sehen, und sinkt sofort wieder atemlos und am ganzen Körper zitternd zurück.

Trapp, trapp, trapp! ... Wie weit der Weg ist — wie endlos weit — und doch wie nahe, wie schrecklich nahe ist die Heimat! — Ein altmodischer Ziehbrunnen — ein schwarzer Teich mit Silberrand — dann ein schlafendes Dorf mit hochgiebligen Häusern, aus deren braunen Riegelwänden die Fenster klein und schmal wie Schießscharten herauslugen. Das Schloß ist ganz nahe, jetzt dauert's keine drei Minuten mehr.

Quer über den Marktplatz fährt der Wagen — es ist alles still — kein Mensch zu sehen noch zu hören, nur die Hunde schlagen an, durch das Rollen des Wagens aufgeschreckt.

Gertrud schluchzt.

Der Kutscher nimmt eine stramme Haltung an, die Pferde greifen flotter aus. Zwischen zwei Reihen mächtiger, alter Kastanien rollt der Wagen jetzt in ein weitgeöffnetes Thor — er hält vor dem Schlosse.

Auf den Vorhof — in den Schatten, den das altmodische Gebäude vor sich hinwirft, strömt eine Flut von Licht aus einem weit geöffneten Portal. Singende Stimmen schlagen an Gertruds Ohr — deutlich vernimmt sie die Worte:

„Bist du bleich, so bist du rein,
Bleich muß alles Ende sein!“

Drei Damen und ein Herr, dessen Tenor offenbar eine Altpartie ersetzt, umstehen einen Flügel. Plötzlich tritt Lydia aus der Gruppe heraus. „Willkommen, tausendmal willkommen!“ ruft sie, auf Gertrud zueilend. — „Wie habe ich nur die Ankunft des Wagens versäumen können! Wir waren so vertieft in das Einstudieren von Schumanns Frauenquartetten. Ich habe den Wagen später erwartet. Aber kommen Sie, liebe, liebe Gertrud. Heute stell' ich

Ihnen niemanden vor, Sie müssen gleich hinauf in Ihre Wohnung."

Matt und schwindlig folgt Gertrud der gastfreundlich voraneilenden Lydia die alte Treppe hinan, um deren dunkle Eichenstufen der Geruch von altem Holzwerk schwebt. In ihrer Seele klingen noch immer die Worte nach: „Bist du bleich, so bist du rein . . . rein."

Indessen hat Lydia den Korridor oben erreicht, und die Thüre von Gertruds altem Zimmer öffnend, ruft sie: „Kein Gast, liebe Gertrud — nicht wahr — kein Gast — eine Heimgekehrte!"

Vierundfünfzigstes Kapitel.

In ihrem alten Boudoir hatte Gertrud zu Abend gegessen, mit Lydia vor einem offenen Fenster, das auf den Blumengarten hinaussah.

Während des kleinen Mahls hatte Lydias Jungfer in dem anstoßenden Schlafzimmer ausgepackt und Gertruds Nachtzeug herausgelegt.

Jetzt hatte sich Lydia zurückgezogen, auch die Jungfer war fort. Gertrud hatte alle höflichen Anerbietungen der Zofe, ihr beim Auskleiden behilflich zu sein, abgelehnt. Sie atmete auf, als sie sich endlich allein wußte. Träumerisch wanderte sie aus einem ihrer zwei Zimmer in das andre.

Lydia hatte sich überboten in poetischen Aufmerksamkeiten. Bei der alten Beschließerin, welche noch unter den Glimms in Lindenheim gedient, hatte sie sich erkundigt, welches Gertruds Wohnräume und wie sie möbliert gewesen waren; mit der historischen Genauigkeit eines meiningenschen Theaterregisseurs hatte sie den ehemaligen Stand der Dinge hergestellt, den Blumentisch an den Platz gerückt, den er früher eingenommen hatte, und das Bücherbrett an die Wand gehängt, wo es zu Gertruds Zeiten war. — Auf den Möbeln — frisch gewaschen und hergerichtet — schimmerte dieselbe altmodische, glasierte Leinwand, mit Rosensträußen verziert, die ehemals darüber gespannt gewesen war, und zwischen den duftigen, weißen Bettvorhängen hervor grüßte

Gertruds Lieblingsbild, der Holzschnitt nach einem Karton von Steinle: „Das Jesuskind mit Engelein auf dem Wagebalken spielend", von einem schlichten, braunen Holzrahmen eingefaßt. — Es war zu süß, zu rührend! ... Sie sah alles wie aus einer Betäubung heraus. — Es war die Heimat — die wirkliche, wunderschöne Heimat — sie war zurückgekehrt — sie hatte sie wieder gefunden!

Sie stand da, beklommen, freudegewärtig; aber die Freude kam nicht. — Sie griff nach einem der Bücher auf dem Bücherbrett — es war ihr alter Plutarch in braunem, goldgepreßtem Ledereinband. Die Ausgabe stammte noch aus dem vorigen Jahrhundert, der Vater hatte ihr das Buch einmal zum Christkind geschenkt, und ihr Name stand auf dem Titelblatt. Wie war's denn eigentlich gekommen, daß sie das Buch hier vergessen hatte? Freilich, in der traurigen Verwirrung jener schrecklichen letzten Zeit war alles möglich. Sie begann in dem Bande zu blättern. Auf einigen Seiten waren mitten im Text kreuzweise Bleistiftstriche gezogen, andere Stellen waren scharf eingeklammert.

Gertrud begriff erst nicht — ach, richtig! — Ihre Mutter hatte die Gewohnheit gehabt, historische Werke durchzulesen, ehe sie sie der Tochter gab, und die anstößigen Stellen zu bezeichnen, um Gertrud zu verhindern, sich die Seele damit zu beflecken.

Nun ja, schlecht erzogene Mädchen gab's genug, die in ähnlichen Fällen auf die von der Zensur verfemten Stellen eines Buches am ersten losgestürzt wären. Aber bei Gertrud war das nicht vorgekommen, die hatte immer mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit an den durchgestrichenen oder eingeklammerten Stellen vorübergelesen.

Das Blut stieg ihr brennend heiß in die Wangen — das Buch entglitt ihrer Hand, dabei zuckte etwas zwischen seinen Blättern heraus — eine alte Photographie.

Gertrud bückte sich danach — ein junges Mädchen stellte das Bild dar in einem duftigen, weißen Kleide und mit einem etwas hochmütigen, aufgeweckten Gesichtchen, aus dem zwei große Augen frank und frei mit der Unbefangenheit ihrer unwissenden Unschuld ins Leben blickten.

Etwas Unbeschreibliches überkam Gertrud, ein Gefühl unbeholfener und zorniger Verlegenheit, eine Art Haß gegen

diese schöne, gehütete, unberührte Luxusblume; aber reizend war sie, das ließ sich nicht leugnen.

Nur warum blickten die Augen so frei, so rasend, so beleidigend unbefangen aus dem Bilde heraus? Wer war das? . . .

Plötzlich . . . sie schrak zusammen! Ueber ihren Rücken schlich ihr etwas Kaltes, Lähmendes, wie es mitunter einer schweren Krankheit vorangeht — das Feuer in ihren Wangen brannte heißer . . .

Wer war es, der sie aus übermütigen Unschuldsaugen heraus so unbefangen, so unbewußt verachtete? . . .

Ihr altes Selbst — ihr eigenes Ich!

Es war ihre eigene Photographie, die sie in Händen hielt!

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

„Ich habe eine große Ueberraschung für Sie in Bereitschaft, liebe Gertrud — die erste unter meinen Gästen, welche Sie begrüßt, ist eine alte Freundin,“ rief Lydia triumphierend aus, als Gertrud den nächsten Morgen zum Frühstück ins Speisezimmer trat.

Gertrud sah auf und bemerkte eine etwas hagere Dame, welche sich indessen bescheiden im Hintergrunde mit dem Samowar beschäftigt hatte.

Gertrud erkannte die langen Zähne, das sentimentale Oval und die allgemeine Zimtfarbigkeit Fräulein Lindners.

„Freundin ist zu viel gesagt,“ wandte die Idealistin bescheiden ein — „nur Bekannte, eine sehr gute Bekannte, und die wagt sich kaum zu melden einer so großen und berühmten Künstlerin gegenüber.“

Gertrud schüttelte der Pianistin kräftig die Hand, sagte „bitte, bitte“ und sonst noch irgend etwas Ermutigendes, Höfliches, und die Idealistin redete weiter: „Erinnern Sie sich denn überhaupt noch der alten Zeiten — der alten Sturm- und Kampfperiode? Es war doch schön — die Rahmkäse und der van Dyck in der lieben Crêmerie Morel — und das Hôtel du Vatican. Ich wohnte in dem Stockwerk über Ihnen. Erinnern Sie sich noch?“

Außer der zimtfarbigen Idealistin waren in Lindenheim momentan noch eine Dame und ein Herr als Gäste. Die Dame, Anna Maria von Hohleisen, war eine Bekannte Gertruds aus ihrer Kinderzeit, eine alte Jungfer, sehr liebenswürdig und gut, nur etwas zu fromm, berühmt wegen der Ausdauer und Verve im Aufspielen von Tanzmusik und berüchtigt wegen ihrer mitunter recht unbequemen Abneigung gegen die Zahl und die Nummer 13.

Der Herr war ein junger Maler, dessen künstlerische Entfaltung nach großartigen Anfängen etwas zurückgeblieben war, und zwar hauptsächlich infolge zu guten Willens, welcher ihn veranlaßt hatte, alle in den letzten zehn Jahren aufgetauchten Malmoden nacheinander zu versuchen. Seine Spezialität waren Dekorationen.

Junge Maler auf einer so niedrigen Stufe der Kunst waren in Paris selten so harmlos und nie so manierlich wie Herr Sonnenberger.

Die Lindner, welche seit zwei Jahren bei einem Klavierinstitut in Mainz als Lehrerin angestellt war, hatte Lydia in Nauheim kennen gelernt und daraufhin eingeladen, hauptsächlich, weil die Lindner schlecht ausgesehen und sie gehofft hatte, ihr etwas Gutes thun zu können; und Herr Sonnenberger war ihr von Freunden empfohlen worden.

Sehr nahe stand Lydia von all ihren Gästen eigentlich keinem; aber sie hatte das Bedürfnis, immer ein paar Leute um sich zu haben, die sie manchesmal etwas gewaltthätig, aber immer liebenswürdig beglücken konnte. Gegen Gertrud führte sie nach dieser Richtung hin offenbar etwas recht Merkwürdiges im Schilde.

Ein Tag, mehrere Tage waren vorüber, eine ganze Woche, eine Woche in der Heimat. Noch immer konnte sie sich nicht zurechtfinden darin. Das ruhige, stimmungsvoll in Erinnerungen schwelgende Genießen, welches sie sich von dem Aufenthalt versprochen, war ausgeblieben. Ein qualvoll auf und ab schwankendes Empfinden durchfieberte ihr Inneres. Die äußere Gestalt der Heimat war dieselbe geblieben; die Menschen jedoch, welche ehemals für Gertrud die Heimat mit ihrer Liebe durchwärmt hatten, die fehlten.

Aber es war nicht nur das, was sie in Lindenheim

vermißte; nein, ebenso verstimmte sie vieles von dem, was sie vorfand. Es erschien ihr unbefriedigend — ja, war ihr geradezu peinlich. Sie konnte sich in den alten Verhältnissen nicht mehr zurechtfinden, fühlte sich dadurch beengt und gedrückt. Ihr war, als ob sie ein altes Kleid von längst verschollenem Zuschnitt anzulegen versucht hätte. Es paßte nicht mehr.

Und manchmal sagte sie sich, daß sie dem engen, alten Kleide einfach entwachsen sei, und zu andern Malen ... zu andern Malen sagte sie sich, daß in den langen Jahren, in welchen sie das Kleid nicht mehr getragen, ihr Körperbau sich verschoben und infolgedessen das für ein edles Ebenmaß gefertigte Kleid ihr nicht mehr passe.

In den ersten Tagen ihres Lindenheimer Aufenthaltes hatte sie bald mit dem jungen Maler, Herrn Sonnenberger, bald mit zufällig eintreffenden Gästen unbefangen Kunstwerke gerühmt, die in dieser Umgebung Entsetzen erregten; sie hatte von Dingen gesprochen, deren man in Lindenheim nicht erwähnte, und Ausdrücke gebraucht, die man in Lindenheim nicht gebrauchte. Sie hatte gemerkt, daß selbst Lydia, welche in Paris im Rausch ihrer künstlerischen Begeisterung an vielem ziemlich achtlos vorübergegangen war, sich hier in Lindenheim davon verletzt fühlte; ja, daß sie es Gertrud ernstlich verübelte, wenn sie sich mit einem Manne in ein etwas freieres Gespräch vertiefte. Und anfangs hatte Gertrud geknirscht gegen den Zwang, welchen die Vorurteile ihrer Umgebung ihr auferlegten, und nur sehr ungern hatte sie sich dem Zwang gefügt. Aber nach kurzer Zeit empfand sie ihn nicht mehr. Bald fing sie an, sich ganz unbewußt in die ehemaligen Lebensgewohnheiten hineinzuwachsen. Der Schwerpunkt ihrer Natur zog sie dahin zurück. Sie begann aufzuatmen. Die anfangs vergeblich erwartete Freude war gekommen. Ganze Stunden lang fühlte sie sich kindisch glücklich — aber gleich darauf kam eine bleierne Traurigkeit.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Es war schon spät, das Diner längst vorbei; Lydia, Fräulein Lindner und Anna Maria von Hohleisen sangen mit Hilfe Herrn Sonnenbergers, der wie gewöhnlich die zweite Altpartie übernommen hatte, die Schumannschen Frauenquartette:

„Bist du bleich, so bist du rein,
Bleich muß alles Ende sein!"

Gertrud konnte diese Musik nicht mit anhören. Sie hatte sich weggeschlichen in den Park.

Der Mond, der jetzt später aufging, stand über den Bäumen. Keine verschleiernden Dünste durchschwammen heute die Luft — das Licht war fast grell, alle Konturen scharf abgegrenzt. Unnatürlich bleich und traurig, abgestorben nahm sich alles aus. Tiefschwarze Schatten streckten sich über die Rasenplätze und Kieswege, und durch die Luft zitterte traurig mahnend der erste Herbstgeruch. Ein schwacher, aber kühler Hauch bewegte die müden Blätter.

Gertrud ging und ging, ohne daran zu denken, wohin sie ihre Füße trugen. Plötzlich fuhr sie zusammen. Wohin war sie geraten? — Auf einen Pfad, den sie bis dahin streng gemieden hatte — einen Pfad, der die Nidder entlang führte.

Sie sah auf — vor ihr aus dem üppigen Ufergras erhob sich eine mächtige alte Linde. Unter dieser Linde hatte sie gestanden, als sie die Werbung Herrn Zollers so unerwartet zurückwies, weil ...

Ein Eichkätzchen schwang sich an dem alten Lindenbaum hinauf, ein dünner Ast krachte. Der Lufthauch wurde stärker — die Blätter bewegten sich rascher, unruhiger.

Da, in das Schauern und Beben des Laubes hinein, mischte sich noch ein Laut — der Schall eines nahenden Schrittes. „Ein Bauer, der aus dem nächsten Dorfe heimkehrte," sagte sich Gertrud.

Doch nein — das war nicht der Schritt eines Bauern ...

Was ging es sie an, wessen Schritt es war ... warum wandte sie plötzlich den Kopf und horchte wie auf

etwas Spannendes, Glückverheißendes — warum klopfte ihr Herz wie vor etwas Schrecklichem, Vernichtung Bringendem, warum fing sie plötzlich an zu laufen mit schwankenden, am Boden klebenden Füßen, wie man im Traum vor einer gräßlichen Unentrinnbarkeit davonzulaufen sucht?

Leise gepfiffen, tönte in die Stille hinein zugleich mit dem sich nähernden Schritt:

„Gott grüß dich, so lang' du die Sonne noch siehst!"

Lied und Schritt kamen näher — über den Steg heran, der die Nidder überspannte — dann verstummte das Lied, der Schritt hielt inne ... „Gertrud!" rief eine Stimme so voll von Seligkeit, als jauchze sie aus dem Himmel heraus — „Gertrud!" Mit drei Sätzen hatte der Fremde sie eingeholt. — Es war kein Fremder — es war Bill Stolzing.

Ein warmer Arm schlang sich um ihren Leib. „Gertrud! Mein lang ersehntes Kleinod — mein endlich erobertes Lebensziel, mein Herz, mein Liebling, jetzt hab' ich dich!" flüsterte Bill und küßte sie auf ihren roten Mund und drückte zugleich mit seiner flachen Hand ihr Köpfchen auf seine Schulter nieder. Sie ließ es geschehen — er hatte deutlich die Empfindung, daß sie es geschehen ließ. Eine Flut heißen Glücks durchschoß ihn. Da mit einemmal — ein Ruck, ein kurzer, heiserer Schrei — Gertrud war fort. Er stand allein unter den alten Bäumen, in denen der Nachtwind klagte.

Dort lief sie — wie ein gehetztes Reh eilte sie dahin. Aber diesmal fehlte ihm der Mut, ihr nachzusetzen; er fühlte deutlich, daß es nicht nur mädchenhafte Sprödigkeit gewesen, die sie von ihm weggetrieben hatte.

Ein Weilchen stand er still — an Stelle der hochflutenden Seligkeit war ein zusammenkrampfendes Gefühl über ihn gekommen, etwas, bei dem es ihn abwechselnd bis in die Knochen hinein fror, dann wieder am ganzen Körper brannte — Beschämung, Angst und vor allem ein ohnmächtiges Nichtbegreifenkönnen.

„Ich war zu rasch, ich habe mich überstürzt, ich hab' alles verdorben!" stieß er heraus. Dann stampfte er mit dem Fuß auf den Boden. „Unsinn!" knirschte er, „das kann sie nicht ernstlich übelgenommen haben — es sei denn ..."

Das Blut schien ihm plötzlich dick zu werden in den Adern, es floß ganz langsam — „es sei denn ... es sei denn, sie trüge einen andern im Sinn ... aber ich begreif's nicht, ich hätte darauf geschworen, daß sie meinen Kuß freiwillig erwidert hat!"

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Den nächsten Morgen gegen halb zehn Uhr saß Bill Stolzing allein an der langen Frühstückstafel, welche von den andern Gästen bereits verlassen worden war.

Gertrud war nicht erschienen, sondern hatte sich wegen Unwohlseins entschuldigen lassen. Auf Bills dringenden Wunsch hatte sich Lydia zu ihr hinaufbegeben, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Bill saß vor seiner Theetasse und blickte ununterbrochen nach der Thür.

Endlich öffnete sich diese. Lydia trat ein mit dem aufgeregten Gesicht eines Menschen, der sich vergeblich damit abgequält hat, eine Rechnung zusammenzuzählen, die nicht stimmen will. Das Gesicht machte sie immer, wenn eines ihrer Beglückungsexperimente fehlgeschlagen war; Bill kannte das Gesicht und erschrak davor.

„Nun?" fragte er.

„Mein armer Bill!" begann Lydia, die bereits von dem Vetter über Gertruds sonderbares Benehmen vollständig unterrichtet worden war — „mein armer Bill! aber quäl' dich doch nicht zu sehr — es ist vielleicht nicht so schlimm, wie's scheint!"

„Sage mir lieber gleich, wie es scheint," unterbrach sie ärgerlich der Vetter. „Sag's deutlich! Nichts auf der Welt ist unnützer und peinlicher, als das sogenannte Aufs-Unglück-vorbereitet-werden. Es ist, als ob man einem zum Tode Verurteilten erst die Arme und Beine abhauen wollte, ehe man ihm den Kopf abschlägt!"

„Nun ..." Lydia holte tief Atem — „momentan steht's allerdings schlimm — ich fand sie in ihrem Zimmer packend. Sie fragte mich, ob ich ihr Pferde zur Disposition stellen könne; sie will noch heute Lindenheim verlassen."

Bill fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Stirn, die mit einemmal kalt und feucht geworden war — „nun, gar so zu eilen braucht sie wohl nicht," murmelte er tonlos — „wenn sie vor mir und meiner Zudringlichkeit davonlaufen will, so ist dies eine unnütze Vorsicht. Ich bin kein Räuber, der mit Gewalt erzwingt, was man ihm vorenthält — nur ein in einem wunderschönen Wahn befangener Thor war ich!"

Eine drückende Pause folgte. Lydia trocknete sich die von Mitleid überströmenden Augen. Nach einer Weile begann sie von neuem: „'s war wirklich der Mühe wert, dich über den Ozean herüberzustrapazieren, um dir diese Ueberraschung zu bieten."

Er zuckte mit den breiten Schultern, schwieg noch einen Augenblick, dann, nicht ohne Ungeduld, stieß er heraus: „Du hast's ja sicherlich gut gemeint, Lydia, aber ... hm! ... ich begreife nicht, wie du dich so irren konntest. Ein andermal ..." Er unterbrach sich, legte, die Arme weit vor sich hinstreckend, die beiden geballten Fäuste auf den Tisch, worauf er mit schneidender Stimme wiederholte: „Ein andermal! ... Großer Gott! — Als ob man so etwas zweimal erleben könnte!"

„Mein armer Bill!" murmelte Lydia einmal über das andre — „mein armer Bill! — Wenn ich dir das nur erspart hätte, aber ... in meinem Leben bin ich noch nie von einer falschen Vorstellung so völlig bethört worden! Ich trau' meinem Urteil nie mehr auch das Geringste zu! Ich bin wie aus den Wolken gefallen — ganz zerschmettert bin ich."

„Nimm dir's nicht gar zu sehr zu Herzen," entgegnete er ihr mit einem jämmerlich linkischen Versuch, sich über seine Verzweiflung hinüberzuschwingen; „die Sache ist nun einmal so und nicht anders — du hast wie immer nur mit dem besten Willen gehandelt."

„Ja," wiederholte Lydia dumpf, „es ist merkwürdig, wie verhängnisvoll ich mit dem ‚besten Willen' bereits zweimal in dein Leben eingegriffen habe!"

„Zweimal?" wiederholte nachdenklich und, den Sinn ihrer Worte nicht sogleich erfassend, Bill.

„Ja, zweimal!" rief sie in heftiger Selbstanklage aus. „Erinnerst du dich denn nicht an unser Zwiegespräch über zu lang gedehnte Verlobungen, und wie ich dieselben ver-

dammte — die Verlobungen und die selbstsüchtigen Männer, die Jugend und Zukunft eines Mädchens einem vagen Hoffnungsschimmer opfern. Ich ahnte damals freilich nicht, daß du meine Weisheit auf dich beziehen könntest. Das aber ist gleichgültig und ändert nichts an der Thatsache, daß ich dich dazu veranlaßt habe, den Brief an Gertrud zu schreiben, der das ganze Unheil angerichtet und deine Beziehungen zu ihr zerstört hat. Ich kann dir gar nicht sagen, wie mir gestern zu Mute war, als du mir mitteiltest, daß du deine Verlobung mit Gertrud vor einigen Jahren schriftlich gelöst habest und nun ihre gestrige Schroffheit auf diesen Umstand zurückführtest. Ich bin schuld! — Ich bin schuld!" — Die echt weibliche, leidenschaftliche und überschwengliche Selbstanklage Lydias wirkte auf Bill beruhigend, wenigstens äußerlich.

„Du brauchst dich nicht so aufzuregen und zu martern," entgegnete er ihr; „auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen, kann ich dich versichern, du überschätzest den Einfluß, den du auf mich ausgeübt haben willst. Dein Einfluß war nicht ausschlaggebend. Der Beweis dafür ist, daß ich den verhängnisvollen Brief erst vier Monate nach unsrer Unterredung an Gertrud abgeschickt habe!"

„Also was war ausschlaggebend?" rief mit atemloser Spannung Lydia.

„Wenn ich dir die Wahrheit, die ganze, für mich demütigende Wahrheit eingestehen soll," entgegnete mit heiserer Stimme Bill, „so war's ... weil ihre Briefe immer kälter, seltsamer und gezwungener geworden waren — und ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie mich nicht mehr liebe ... Nicht mehr ... ich fange an, zu zweifeln, ob sie mich je geliebt hat. Das, was ich für Liebe hielt, war vielleicht nichts als die Teilnahmsbedürftigkeit eines verwöhnten Kindes, das sich, vom Unglück überrascht, in seiner Todesangst an den alten Jugendfreund anklammerte." — Er war sehr blaß geworden, während er die Worte sprach und senkte den Kopf tiefer als er ihn im Laufe dieses Gespräches noch gesenkt hatte.

Die warmherzige, überstürzte Lydia konnte es nicht ertragen, ihn so leiden zu sehen. „Das ist nun reiner Unsinn, was du da sprichst," rief sie, „sie hat dich geliebt, und sie liebt dich noch. Wenn man Augen im Kopfe hat,

muß man es sehen, daß du ihr nicht gleichgültig bist! — Gar so über sie herstürmen durftest du gestern nicht — das war unter den Umständen nicht gerade am Platz. Aber ewig wird sie dir das ebenso wenig nachtragen als den dummen Absagebrief. Die Fehler, die ein Mann einer Frau gegenüber aus Liebe begeht, die verzeiht sie ihm immer, früher oder später, wenn sie kein Ungeheuer ist. Ich wette, sie reist nicht ab, und wir feiern noch im Laufe der Woche eure Verlobung! Nur nicht den Mut sinken lassen. Uebrigens ..." Sie streckte den Kopf vor und blickte durch das Fenster in den Garten hinaus — „da geht sie, durch die Kegelbahn ist sie in den Küchengarten verschwunden. Eine Auseinandersetzung mußt du auf jeden Fall mit ihr noch versuchen. Eil' ihr nach. Now 's your time — go in and win!"

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Mit Schritten, die von seiner inneren Aufregung beflügelt waren, stürmte Bill hinaus durch die Kegelbahn in den alten Küchengarten hinein.

Die Sonne schien hell.

Auf den geraden, sandlosen, von Salbei und Lavendel eingefaßten Wegen lagen zwischen gelben und braunen Blättern verschrumpfte Pflaumen, die unausgereift herabgefallen waren, neben überreifen Birnen, um die Schwärme von Wespen surrten. Aus den verschiedenen flachen Gemüsebeeten ragten zwischen den regelmäßig gepflanzten Obstbäumen Blumen auf, die hier wild zu wuchern schienen und aussahen, als ob sie durch Zufall in die Beete hineingeraten wären — ganze Büsche von mächtigen gelben Sonnenblumen und hohe Stauden von korallenroter Kanna, von kupferfarbigen Georginen. In den Duft von Salbei und Lavendel mischten sich der säuerliche Geruch des Dill und die würzige Herbigkeit der Gurkenblätter.

Wie gut kannte Bill diesen Geruch, den spezifischen Geruch des Küchengartens von Lindenheim! Eine Kindererinnerung nach der andern tauchte in seiner Seele auf.

Das Laub der Obstbäume war bereits gelichtet und versperrte nach keiner Seite hin die Aussicht.

Dort, den Weg an der Mauer entlang, wo die Weinreben das Spalier umrankten, schritt eine hohe Gestalt. Sie war dem Bilde, welches er jahrelang in der Seele getragen, so unähnlich, daß er sich unwillkürlich fragte: „Ist's denn wirklich Gertrud?"

Gestern, in dem bleichen Mondlicht zwischen den Schatten des Parks, hatte er gewähnt, die alte Gertrud wiedergefunden zu haben. Heute kam er zum Bewußtsein, daß die alte Gertrud auf ewig verschwunden und das, was er vor sich sah, eine ganz neue Gertrud war. Er hatte ein Kind verlassen — was er bei seiner Rückkehr gefunden, war ein herrliches, reich entwickeltes Weib.

Auf eine gewisse Veränderung war er gefaßt gewesen — auf Silberfäden an den Schläfen und leichte Furchen um die Augen herum — er hatte etwas Müdes erwartet, das er aufrichten, etwas Trauriges, das er aufmuntern, vielleicht etwas Halbverdorrtes, das er von neuem zum Blühen bringen konnte. Aber die Gertrud, die er jetzt vor sich sah, hatte nichts von alledem, sondern etwas Königliches, das ihn einschüchterte. Er erinnerte sich plötzlich, daß Lydia ihm geschrieben: „Sie ist eine große Künstlerin!" Zum erstenmal erfaßte er den Sinn dieser Worte, die früher spurlos an ihm vorübergegangen waren.

Glücklich freilich sah sie nicht aus — besonders um den Mund herum, dessen Lippen voller geworden waren, zeichnete sich ein Zug unsäglichen Leids. Aber er erriet sofort, daß es nicht in seiner Macht lag, dieses Leid zu heilen.

Er war ganz nahe an sie herangetreten, ehe sie ihn erblickte. — Da plötzlich hob sie den Kopf, ihre Augen trafen die seinen.

Sie fuhr zusammen. Er merkte, daß sie geweint hatte; er merkte auch, daß bei seinem Anblick ihre Augen eine Ueberraschung verrieten, die sich in Mitleid umwandelte.

Auch er hatte sich sehr verändert, aber in ganz andrer Richtung als sie. Seine Figur war schmaler geworden, der Hals dünner, die ehemals fast horizontalen Gardeoffiziersschultern schrägten sich jetzt bedeutend abwärts —

die Züge hatten sich verschärft — das Haar war leicht ergraut, und sein Gesicht zeigte die gelbe Farbe eines Menschen, der jahrelang mit einem schlechten Klima gekämpft hat.

Seine ganze Erscheinung zeugte von unverdrossener Arbeit unter den schwersten, anstrengendsten Bedingnissen. Nur der Blick in seinen Augen war derselbe geblieben, ehrlich und freundlich, unendlich gutmütig und über alle praktische Tüchtigkeit hinüber zur Schwärmerei geneigt.

Jetzt stand er vor ihr. Er streckte ihr seine Rechte entgegen, und da sie mit keiner Bewegung darauf antwortete, fragte er demütig: „Wollen Sie mir die Hand nicht reichen, Gertrud?"

Sie zögerte einen Moment, dann ließ sie ihre Hand in die seine gleiten. Als er sich aber darüberneigte, um sie ohne jede vertraute Zärtlichkeit, nur als Zeichen besonderer Verehrung, leicht mit den Lippen zu streifen, entzog sie ihm dieselbe mit einem kleinen Ruck. Das Blut stieg ihm in die Wangen. „Gertrud!" begann er, „seien Sie mir nicht gar so böse! Ich weiß es ja, daß ich mich gestern unverantwortlich gegen Sie benommen habe — aber ich bin gekommen, dir ... Ihnen meine Uebereilung abzubitten."

„Es ist nicht nötig, es ist durchaus nicht nötig," rief sie hastig, „ich muß Sie dringend ersuchen, nicht mehr darauf zurückzukommen. Ich trage Ihnen nichts nach, gar nichts — aber ich bitte Sie, reden Sie nicht mehr davon!"

„Gertrud!" entgegnete er ihr, „eilen Sie nicht so von mir weg. Es wäre doch besser, wenn wir diese traurige Angelegenheit wenigstens einmal gründlich prüfen und durchreden wollten. Vor allen Dingen brauchen Sie nicht zu fürchten, daß ich mich noch einmal verspreche. Ich weiß jetzt, daß ich, wie die Sachen stehen, kein Recht mehr habe, Ihnen ‚du' zu sagen" — er errötete heftig bei diesen Worten. — „Aber wenn wir in der Phantasie jahrelang mit einer uns lieben Persönlichkeit per ‚du' verkehrten, so tritt uns das ‚du' als etwas geradezu Selbstverständliches auf die Lippen, sobald wir ihr begegnen."

„In Ihrem letzten Brief nannten Sie mich ‚Sie'" — erwiderte, von ihm wegsehend, Gertrud.

„Ach ja, in dem letzten Brief — dem schrecklichen Brief!" murmelte er.

„Sie haben ganz recht," sagte sie dumpf, „er war schrecklich — schrecklich!" und plötzlich die gefalteten Hände gegen die Brust pressend und den Kopf zurückwerfend, rief sie: „Wie konnten Sie mir den Brief schreiben, Bill — wie konnten Sie! — Der Brief war ein Verbrechen. Sie hatten nicht das Recht, mir alle Hoffnung für die Zukunft zu nehmen, alles in mir zu vernichten, woran ich mich aufrichten konnte, wenn Sie nicht wirklich, zugleich mit dem Glauben an eine gemeinschaftliche Zukunft, den Wunsch danach verloren hatten! Bill! Bill! Wie konnten Sie? — Sie mußten doch wissen, daß Sie damit etwas totschlugen in mir, daß Sie sich an mir versündigten!"

Ihre Worte trafen ihn ins Herz, aber ihre Heftigkeit hob seinen gesunkenen Mut. Sie schien eine Rechtfertigung zu verlangen, und ihr eine Rechtfertigung zu bieten, war er bereit.

„Wenn ich mich an Ihnen versündigt habe," begann er — „weiß Gott, es geschah nur aus übermäßiger Gewissenhaftigkeit und Liebe zu Ihnen, Gertrud! Die Sache begann so: ich hatte von dem Tode Ihrer Mutter gehört, von Ihrer Notlage in Paris, und daß Sie die Werbung eines durchaus ritterlichen, würdigen und vermögenden Mannes ausgeschlagen hatten. Brauche ich Ihnen das Weitere zu erklären? . . . Ich sagte mir, wenn sie an dir hängt, wie du an ihr, so ist doch nichts im stande, sie von dir loszureißen; wenn sie sich hingegen unter irgend einer Bedingung entschließen könnte, auf dich zu verzichten, so ist es besser, du befreist sie von einem Zwang und gibst ihr ihr Wort zurück."

„So!" sagte sie, „also in dem Sinne war der Brief geschrieben! Nun, es ist möglich, daß eine andre das alles aus Ihren schroffen, harten Zeilen herausgelesen hätte — ich vermochte es nicht. Mir hatte es den Eindruck gemacht, als schüttelten Sie eine Last von sich ab."

„Gertrud! — Um Gottes willen, Gertrud!"

„Ja, es war so!" wiederholte sie — „der Brief hat mich zerbrochen — ganz zerbrochen — er hat einen andern Menschen aus mir gemacht. Gott im Himmel, hat mir der Brief weh gethan! — Aber jetzt ist's vorbei!"

„Und können Sie mir den Irrtum verzeihen?" sagte er leise.

„Verzeihen, von Herzen gern," erwiderte sie — „aber ungeschehen machen kann ich nicht, was er angerichtet hat!"

„Und was hat er angerichtet, das uns für immer trennen müßte?"

Ein Schwindel packte sie — sie fühlte sich so müde, daß sie einen Augenblick hart daran war, ihm ihr schimpfliches Geheimnis vor die Füße zu schleudern, nur um ein Ende zu machen ein für allemal. — Gleich darauf würgte sie die Scham an der Kehle — „nur ihn das nicht erraten lassen, um Gottes willen nur das nicht!"

„Mein Sinnen und Trachten hat eine andre Richtung genommen," sagte sie heiser und mühsam, „die Kunst hat eine immer größere Macht gewonnen über mich, sie beherrscht mich ganz. Ich könnte mich nicht mehr lossagen von ihr."

„Ich würde nie verlangen, daß Sie Ihre Kunst aufgeben!" rief er eifrig.

„Auch meine Unabhängigkeit könnte ich nicht aufgeben," sagte sie. „Es ist vorüber, Bill, wir passen nicht mehr zu einander."

Er musterte sie mit einem langen, aufmerksamen, forschenden Blick von Kopf bis zu den Füßen. Eine tiefe Falte zeichnete sich zwischen seinen Augen. „Mit einem Wort," stieß er hervor, „Sie könnten sich unter gar keinen Umständen entschließen, meine Frau zu werden! — Ich hab' begriffen — hab' lang genug dazu gebraucht, aber endlich — endlich hab' ich begriffen. — Sie haben recht — wir passen nicht mehr zu einander — Sie sind gewachsen — ich bin stehengeblieben, nein, nicht stehengeblieben, sondern zurückgegangen bin ich. — Sie haben jahrelang, wenn auch mit Sorgen und unter schweren Entbehrungen, in Mitte von allem gelebt, was geistig am förderndsten ist — ich habe die Existenz eines gewöhnlichen Arbeiters geführt und mein bißchen ursprüngliche Kultur abgestreift. Sie sind heute eine große Künstlerin, und Herr Gott! . . ." sein Atem stockte — „ich . . . bin ein Taglöhner — der Vermögen gemacht hat. — Sie haben recht, wir passen nicht mehr zu einander."

Er hatte sehr ruhig angefangen — jetzt sprach er immer schneller und heftiger. Manchmal brach ihm ein Wort in der Kehle, als ob er mit Gewalt ein Schluchzen

zurückdränge. „Nein,“ fuhr er fort, „wir passen nicht zu einander — ich bin wahrhaftig zu schlecht für Sie! — Verzeihen Sie mir, daß ... ich zu treu war — in meinem Fall war die Treue eine Zudringlichkeit. Leben Sie wohl, Gertrud, Gott sei mit Ihnen!“

Er drehte sich auf dem Absatz um und verließ sie.

„Bill!“ schrie sie ihm heiser nach — „Bill!“

Aber er wandte sich nicht. Da ließ sie ihn gehen. „Es ist vielleicht besser so!“ sagte sie sich, „es führt ja doch zu nichts, wenn ich ihn zurückhalte — es darf zu nichts führen!“ Dann eilte sie in ihr Zimmer hinauf und sperrte sich ein. „Zu schlecht für mich“ — stieß sie hervor — „er für mich! Ach mein Gott! — mein Gott!“

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Jetzt lag Gertrud auf ihrem Bette, müde und trostlos. Auch von dem Gabelfrühstück hatte sie sich unter dem Vorwande einer sich immer stärker entwickelnden Migräne ferngehalten. Sie traute sich nicht, unter Menschen zu gehen, sie traute sich nicht, ihm noch einmal in die Augen zu schauen. Sie hatte stundenlang geweint, ganz still, jeden Laut erstickend, in ihre Kissen hinein.

Jetzt hatte sie keine Thränen mehr. Sie raffte sich auf, um zu packen — aber es ging ihr nicht von der Hand. Jeder geringfügigste Gegenstand, den sie anfaßte, schien einen Zentner zu wiegen. Dazu schwindelte ihr, und sie fühlte sich so schwach, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte. Der Umstand, daß sie den ganzen Tag noch nichts genossen hatte, mochte zu ihrer großen Hinfälligkeit beitragen. Krampfhaft um ihr Gleichgewicht kämpfend, stand sie neben einem offenen Koffer, die Hand an eine Stuhllehne gestützt, als jemand an ihre Thüre klopfte.

„Wer ist's?“ fragte sie.

„Ich,“ antwortete die Stimme Lydias. „Ich habe einen Moment gehorcht, um womöglich herausbringen zu können, ob Sie vielleicht schliefen. Da ich Sie herumgehen hörte,

nehme ich an, daß Sie wohler sind, und frage, ob ich Sie einen Augenblick sprechen kann?"

„Aber natürlich!" rief Gertrud, die indessen die Puderquaste an ihre rotgeweinten Augen gedrückt hatte, hastig und verlegen, und ließ die Freundin ein.

Lydia hielt ein sorgfältig in weißes Seidenpapier gewickeltes Päckchen in der Hand. Ihre Lippen waren so fest zusammengepreßt, daß sie ganz schmal aussahen, und der Blick in ihren Augen war streng, fast hart.

„Ist die Migräne besser?" fragte sie schroff.

„Ein wenig," murmelte Gertrud.

„Es scheint," meinte Lydia, sich nach dem offenen Koffer umsehend, „da Sie ja bereits flott beim Packen sind!"

„Sie sehen, daß ich nicht recht damit vorwärts kam," murmelte Gertrud.

Lydia biß sich in die Lippen. Nach einer kurzen Pause sagte sie: „Werden Sie abends beim Diner erscheinen?"

„Muß ich?" hauchte, den Kopf abwendend, Gertrud kaum hörbar.

„Nun, zwingen kann ich Sie nicht, aber es wäre mir sehr unangenehm, wenn Sie ausblieben," erwiderte die Amerikanerin.

Von sehr sensitiver Naturanlage, im übrigen matt und gänzlich überreizt, konnte Gertrud die kurze, schroffe Art Lydias nicht ertragen. „Lydia! Warum sind Sie so mit mir? Was habe denn ich I h n e n gethan?"

„Was Sie m i r gethan haben?" wiederholte Lydia etwas beschämt — „mir haben Sie schließlich nicht viel gethan. Sie haben nur einen Menschen, der mir sehr nahe steht, bis ins Innerste verletzt und gekränkt!"

„Hat er es Ihnen gesagt?" fragte, zusammenfahrend, Gertrud.

„Ja, ausführlich, was weder eine Indiskretion, noch ein Wunder war, da er teilweise auf meine Veranlassung hin nach Europa zurückgekommen ist, um sich diese Demütigung in Lindenheim zu holen!"

„Mein Gott, Lydia!" sagte Gertrud mit geradezu heldenmütiger Ueberwindung, „es ist mir hart angekommen, meinem Jugendfreund dieses Leid anzuthun, aber es war das einzig Mögliche. Ich bin meine unabhängige Stellung viel zu sehr gewohnt, um sie aufzugeben — ich tauge über-

haupt nicht mehr zum Heiraten, und wenn ich mich hätte von ihm überreden lassen, wären wir beide nur unglücklich geworden. Infolgedessen dürfen Sie's mir nicht verübeln, daß ich die Werbung Bills abgewiesen habe!"

„Das verüble ich Ihnen auch gar nicht," rief Lydia heftig, „das thut mir nur grenzenlos leid. Was ich Ihnen verüble, ist die Auffälligkeit Ihres Benehmens, die ihn — die uns alle in Verlegenheit bringt. Keiner Frau wird es besonders angenehm sein, sich an denselben Mittagstisch mit einem Manne zu setzen, nachdem sie ihm kurz zuvor einen Korb gegeben hat. Aber man muß sich Gewalt anthun. Man geht über einen derartigen Vorfall so diskret hinweg wie möglich — man thut, was man kann, daß die Welt nichts davon erfährt. Sie, Gertrud, haben, das alles außer acht lassend, nur um Bill bequemer auszuweichen, die ganze Situation in einer unverantwortlichen Weise pointiert!"

„Aber Lydia — ich begreife nicht . . . wer kann mein Wegbleiben von Mahlzeiten mit Bill in Beziehung bringen? Es weiß ja doch niemand, was zwischen uns vorgefallen ist."

„Niemand? Die Spatzen auf dem Dach schreien einander heute in ganz Lindenheim zu, welcher Art Ihre Migräne ist," rief aufgeregt Lydia. „Ein Gärtnerbursch' hat es gestern beobachtet, wie der arme Bill auf Sie losgestürzt ist und Sie ihm davongelaufen sind, nachdem er Sie geküßt hat — ja — und der hat's dem Küchenmädchen erzählt, und das Küchenmädchen der Haushälterin, und die der Kammerjungfer Anna Marias. Man sagt sich nicht nur, daß Sie ihm einen Korb gegeben haben, sondern daß er sich Ihnen gegenüber eine Freiheit herausgenommen hat, und daß Sie ihm infolgedessen nicht nur aus dem Wege gehen, sondern daß Sie von Lindenheim fliehen — aus Empörung gegen ihn. Er weiß es gottlob nicht, aber — bedenken Sie ein wenig seine Lage!"

Gertrud war totenbleich geworden und zitterte am ganzen Leib. „Was kann ich thun — was kann ich für ihn thun!" rief sie außer sich.

„Was Sie für ihn thun können?" fragte, sie fixierend, Lydia — „wollen Sie wirklich und ernstlich etwas für ihn thun?"

„Ja, gewiß — selbstverständlich alles ... alles, was ich kann!“ stieß Gertrud, nach Atem ringend, hervor — „alles — außer — außer —“ sie schlug die Augen nieder.

Lydia machte eine Geste, als ob sie etwas weit hinter sich schieben wollte. „Davon,“ sagte sie mit Nachdruck, „ist gar nicht die Rede mehr. Bill wird nicht darauf zurückkommen. Aber wenn Sie wirklich eine kleine Freundlichkeit für ihn haben und dem dummen Gerede die Spitze abbrechen wollen, so erscheinen Sie heute bei Tisch, geben Sie sich so unbefangen als möglich und behandeln Sie ihn wie einen guten, alten Bekannten! Wollen Sie das?“

„Ich werde trachten,“ murmelte Gertrud.

„Und könnten Sie sich entschließen, Ihre Reise zu verschieben?“

Einen Moment hielt Gertrud den Atem an — alles schwankte unter ihr.

„Gertrud! ...“ bat Lydia. — „So ein Aufhebens wegen einer Kleinigkeit. — Bleiben Sie?“

„Ja,“ hauchte Gertrud, „meinethalben, wenn Sie es wünschen, ja!“

Der unangenehme Ausdruck war mit einemmal von Lydias schönem Gesicht wie weggezaubert. Niemand war liebenswürdiger als sie, wenn sie ihren Willen durchgesetzt und einen Sieg zu verzeichnen hatte. Sie machte ein paar Schritte vorwärts, klappte den Deckel des offenen Koffers zu, schloß Gertrud in die Arme und rief: „Ich wußte es ja, daß ich Sie zur Vernunft bringen würde — ich will Ihnen eine Tasse Thee und ein paar Brötchen heraufschicken zur Stärkung. Adieu und auf Wiedersehen bei Tisch!“

Sie eilte hinaus; nach einer halben Minute kehrte sie wieder und legte das Päckchen, welches sie indessen vergessen und noch immer in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch. „Das schickt Ihnen Bill,“ erklärte sie. „Es wird Ihnen, glaube ich, beweisen, daß er wirklich auf nichts andres mehr Anspruch macht als darauf, von Ihnen als guter Bekannter behandelt zu werden.“

Mit leichtem Herzen, als habe sich die Welt plötzlich völlig verändert, schritt Lydia die braune Eichentreppe hinab in die Halle.

Dort fand sie Bill.

„Du warst bei ihr?“ murmelte er heiser — dann setzte er abrupt hinzu: „Nichts Neues?“

„O ja,“ erwiderte sie gleichmütig. — „Sie hatte sich, ehe sie mich zu sich hineinließ, die Augen gepudert, damit ich's nicht merken möge, wie verweint sie war; sie hat ihre Reise aufgeschoben — und sie erscheint heute abend bei Tisch.“

Sechzigstes Kapitel.

Gertrud hatte das Päckchen geöffnet; sie hatte geahnt, was es enthalten würde — ein paar armselige Andenken, die Bill aufgehoben und offenbar als seine teuersten Heiligtümer geschätzt hatte — und alle ihre Briefe. Es waren ihrer nicht viele.

Sorgfältig mit einem Goldfädchen zusammengeknüpft, lagen sie da.

Eine Art Neugier wandelte sie an. Trauriger konnte ihr ja doch nicht mehr zu Mute werden. Sie knüpfte den goldenen Faden auf und begann in den Briefen zu blättern. — Der Zeitfolge nach geordnet, lagen sie da. Die ersten waren viel stärker zerknittert als die letzteren, die letzten aber merklicher an den Rändern abgegriffen. Die ersten waren offenbar viel häufiger geküßt, die letzteren viel öfter gelesen worden. Sie fragte sich, warum das so gewesen war, und begann die vergilbten Blätter zu mustern.

In den ersten waren die Buchstaben viel kleiner gezeichnet, die Zeilen viel enger aneinander gerückt, der Schluß immer gekreuzt. Für die Unterschrift blieb gar kein Raum mehr übrig, höchstens für ein einziges G., das sich in einer Ecke zusammendrückte.

Der erste Brief, der nicht nur kürzer ausgefallen, sondern mit einem vollen „Gertrud“ unterzeichnet war, das war der Brief, den sie beendet nach dem ersten Besuch, den Lozonczyi ihr gemacht hatte. Von da an wurden die Briefe immer kürzer, die Zeilen standen weiter voneinander, die Unterschrift war deutlich und ausführlich, und an dem letzten Brief war eine halbe Seite unausgefüllt geblieben.

Sie begann in den Briefen zu lesen. Mit einem der ersten fing sie an. Eine ganze verschollene Lebensepoche schien vor ihr aufzuerstehen. Die stille, friedliche Existenz in der hübschen, soignierten, wenn auch für Gertruds ehemalige Gewohnheiten recht engen Wohnung auf dem Boulevard Malesherbes. Die Briefe waren nicht leidenschaftlich, aber sehr herzlich, von einem Hauch zärtlicher Zutraulichkeit durchweht. Sie schmiegte sich in diesen Briefen sozusagen an ihn wie eine kleine Lieblingsschwester an einen älteren Bruder, von dem sie sehr verwöhnt worden ist. Sie erzählte ihm rückhaltslos jede unwichtige, rührende oder humoristische Einzelheit ihres täglichen Lebens. Sie waren sehr lieb und innig, diese Briefe, die noch vom Boulevard Malesherbes datierten. Sie legte sie seufzend beiseite und begann in denen zu blättern, die sie aus der Rue Notre Dame des Champs an ihn geschrieben hatte.

Die Tonart war völlig verändert. Die Zutraulichkeit fehlte — geschraubte, rasch abgefertigte Liebesversicherungen tauchten darin auf. Gertrud erschrak darüber, wie kalt, wie fremd diese Briefe waren in ihrer kahlen Unausführlichkeit. Sie begriff etwas, das ihr bis dahin entgangen war, nämlich, daß Bill auf den Ton dieser Briefe hin nicht nur berechtigt war, seine Verlobung mit ihr zu lösen, sondern daß er sie geradezu hatte lösen müssen.

Nicht einmal der armselige Trost, ihm eine Schuld beimessen zu können, blieb ihr. Den reuigen Brief, den sie an jenem Weihnachtsabend an ihn geschrieben — den hatte er nie bekommen, den hatte sie verbrannt.

„Uebrigens," sagte sie sich, „hätte der im Grunde genommen nicht viel geändert, nur das, was kommen mußte, hinausgeschoben, die Herzlichkeit in dem Weihnachtsbriefe war ja doch nur — meinem Heimweh und meinem Unrechtsbewußtsein entsprungen — der Anfall wäre vorübergegangen und die weiteren Briefe wären dann doch wieder so öde geworden wie diese da." Sie beurteilte sich jetzt klar und scharf. „Ich war ja doch damals schon vergiftet," sagte sie sich.

Und plötzlich fiel ein neues Licht in ihre Seele, voll und grell! — „Ich hab' ihn nie wirklich geliebt," sagte sie sich — „nie, wie er geliebt zu werden verdient, sonst hätte das Gift keine Macht über mich gehabt!"

Sie stieß die Briefe von sich, betastete die armseligen kleinen Reliquien, die ihnen beigepackt waren — ein paar trockene Blumen, ein verblaßtes, blaues Band, ein langer Gartenhandschuh. — Den Handschuh hatte sie getragen, als sie mit Bill vor seiner Abreise von Lindenheim ein letztes Mal den Park durchschritten — den hatte sie getragen, als er sie zum Abschied geküßt und ihr zugerufen hatte: „Du wirst sehen, daß ich dir die Heimat doch noch einmal zurückerobere! Aber es wird Zeit brauchen — wirst du den Mut haben, so lange zu warten?"

„Ja!" hatte sie ihm erwidert und ihren Handschuh abgestreift, um ihm die bloße Hand darauf zu geben zum feierlichen Gelöbnis.

Zur Erinnerung daran hatte er sie gebeten, ihm den Handschuh zu schenken. „Armer Bill! Armer, lieber Bill! — O mein Gott! mein Gott!" — und mitten in ihre große Qual schlich sich um ihr Herz ein warmes, weiches, selbstloses Gefühl voll unendlicher, fast mütterlicher Zärtlichkeit.

Wie hart ihn das Leben mitgenommen hatte, und wie gerne er sich's gefallen hatte lassen für sie — wie freudig und gläubig er ihr entgegengekommen war! Und ihn nicht belohnen dürfen für alles, was er ausgestanden hatte, sondern ihn von sich stoßen, ihm unsäglich wehe thun zu müssen!

Das weiche, warme Gefühl um ihr Herz wurde stärker, und plötzlich ging alles, was selbstsüchtig gewesen war in ihrer Qual, unter in einer heißen Flut stürmischen Mitleids für Bill.

Als der Gong eine halbe Stunde vor Tisch meldete, daß es Zeit sei, sich herzurichten, fühlte sich Gertrud von einer Aufregung erfaßt, die nicht ganz unangenehm war. Ja, sie wählte ihr Kleid mit Interesse aus und ordnete ihr Haar mit Sorgfalt. Ihr Herz pochte zum Zerspringen bei dem Gedanken, daß sie Bill begegnen solle. Beständig setzte sie in der Phantasie freundliche Worte zusammen — Worte, die sie an ihn richten konnte, ohne zu weit zu gehen. — Und immer ging sie zu weit und sagte sich, das ist zu viel, das darf ich mir nicht gestatten!

Die anderen waren bereits alle in der Halle versammelt, als sie erschien. Bill Stolzing saß an einem geschnitzten, braunen Eichentisch und hatte eine Zeitung vor

sich ausgebreitet. Gertrud merkte sofort, daß er nicht las — daß er auf sie gewartet hatte. Er saß ganz still, ohne sich zu rühren, nur die Augen schielten nach ihrer Seite hin. Erst als Lydia, welche im Vollbewußtsein ihres letzten Sieges geradezu vor Liebenswürdigkeit strahlte, ihm zurief: „Nun, Bill, raff dich auf, wir sind vollzählig" — da erhob er sich.

Sämtliche Anwesende waren bei Gertruds Erscheinen verstummt. Sie merkte, daß man sie und Bill beobachte. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, um unbefangen zu erscheinen, und als Lydia sich an sie wendete mit den vorher wohl überlegten und einstudierten Worten: „Ich brauche Ihnen vielleicht unsern neuen Gast nicht erst vorzustellen, Gertrud!" da brachte sie mit einem tapferen Lächeln heraus: „O nein, Lydia, wir sind sehr alte Bekannte," und dann ging sie auf Bill zu und reichte ihm die Hand.

Ihre Unbefangenheit war täuschend gespielt; mit seiner Selbstbeherrschung war's nicht weit her. — Gleich darauf verfügte man sich zu Tische.

Die roten Wachskerzen in den schweren, alten Silberleuchtern warfen ihren bläulichen Schimmer weich und flimmernd über den niedrig gehaltenen Tafelschmuck von Malmaisonrosen und Heliothrop. Die Speisen waren vorzüglich, und Lydia hatte Champagner servieren lassen.

Gertruds Appetit regte sich. Das erste Lächeln war ihr schwer gefallen und das erste Wort. Jetzt plauderte sie geläufig und wußte es nicht mehr, wenn sie lächelte. Ein- oder zweimal wollte sie sich dazu zwingen, das Wort über den Tisch hinüber an Bill zu richten, das aber ging über ihre Kraft — kaum, daß sie die Lippen bewegen wollte, pochte ihr das Herz so, daß ihr die Hand davon zitterte und der Atem verging.

Nach Tisch jedoch, als sich während des allgemeinen Mahlzeitgrußes Bill kindisch um sie herumdrehte und offenbar nicht mit sich einig werden konnte, ob er ihr die Hand reichen dürfe oder nicht, da kam sie freundlich auf ihn zu und bot ihm ihre Rechte — und nachdem er sie genommen hatte, trat sie auch nicht zurück, sondern murmelte: „Ich danke Ihnen für Ihre Sendung, Bill — sie hat mich tief gerührt."

Er wurde feuerrot. „Sie haben sie vielleicht gar nicht

erwartet," stotterte er — „Ihnen waren gewiß . . . diese Reliquien nicht so wichtig wie mir. Aber ich war immer ein Kleinigkeitskrämer!" Er blickte zu Boden.

„Sie waren immer der anständigste Mensch, den ich je gekannt habe!" entgegnete sie ihm warm — „mein ältester und verläßlichster Freund!"

Die andern waren von den beiden zurückgewichen — offenbar setzten alle voraus, daß sie sich etwas Wichtiges zu sagen haben müßten.

Bei Gertruds Worten hatte Bill seinen Kopf gehoben; jetzt sah er sie mit einem eigentümlichen, verwunderten, forschenden Blick an.

„Mein verläßlichster Freund!" wiederholte sie, und mit feuchten Augen und zitternder Stimme fügte sie hinzu: „Ich würde sehr enttäuscht sein, wenn Sie diese Stelle nicht auch weiter in meinem Leben einnehmen wollten."

Ein eigentümliches Lächeln trat auf sein noch immer schönes, wenn auch verfallenes und geschärftes Gesicht — ein Lächeln voll nachsichtiger Zärtlichkeit. Die Zähne schimmerten weiß zwischen den gutmütigen Lippen. „Sie sind doch immer noch dieselbe," sagte er kopfschüttelnd, „dieselbe Gertrud, die mir am Abend einen Korb gibt und den nächsten Morgen um sieben Uhr aufsteht, um mich zu fragen, ob's weh gethan hat!"

Einundsechzigstes Kapitel.

Die Tage kamen und gingen. Sie verschwebten wie im Traum. Ihr träumte, daß sie einander wiederfinden könnten in einer warmen, loyalen Freundschaft — und ihm träumte, daß noch alles gut werden würde.

Daß eine loyale Freundschaft auf eine so schiefe Basis zu stützen im Grunde auch nichts war als ein immenser Betrug, faßte sie momentan nicht. Ihr Denkvermögen war wie das aller echten Frauen sprunghaft, lückenhaft, impulsiv — manchmal sehr rasch, manchmal gänzlich stumpf. Unwillkürlich schob sie Dinge, die ihr wehe thaten, aus dem Kreis ihrer Betrachtung heraus, lebte im Augenblick.

Bill war sehr rücksichtsvoll und wich ihr aus. Es fing

an, sie zu verdrießen, daß er ihr zu viel auswich, daß er den Uebergang von der Liebe zur Freundschaft nicht schneller finden konnte. Er tummelte sich fast den ganzen Tag auf der Jagd herum und erschien nur bei den Mahlzeiten. Sie zählte die Stunden, bis sie ihn wieder sehen würde — und jeden Tag wendete sie etwas mehr Sorgfalt an ihre Toilette, und jeden Tag brach sie ungeduldig ein Stückchen von dem Zaun nieder, den sie zu ihrer Verteidigung, zu ihrem Schutz zwischen sich und ihm aufgerichtet hatte. Sie konnte es nicht aushalten, ihn traurig zu sehen. Das Mitleid für ihn wollte nicht zur Ruhe kommen, es regte alles in ihrer Natur auf, was am wärmsten, am tiefsten, am mütterlichen war. Sie zog ihn öfter und öfter, länger und länger ins Gespräch, sie wußte immer neue, liebe — „harmlose" Worte zu finden, die ihn aufrichten konnten, ohne ihm irgend etwas zuzugestehen — was sie ihm nicht zugestehen durfte. Ihr Gewissen, von den Sophismen bestochen, über welche Frauen bei solchen Gelegenheiten stets verfügen, regte sich um jene Zeit nicht und wartete eine Gelegenheit ab, sie doppelt zu quälen. Sie war fest überzeugt davon, nichts Unrechtes zu wollen — ihr verlangte nur nach seiner Freundschaft — sie sagte sich, daß sie ganz beruhigt sein würde, wenn auch er in dieser Freundschaft seinen endgültigen Trost, seine innerste Befriedigung gefunden haben würde. Und dabei horchte sie immer unruhiger auf seinen Schritt, wenn er, von der Jagd heimkehrend, an ihrer Thüre vorüberkam, und das warme, liebe, weiche und ein wenig ermattende Gefühl, das, von ihrem Herzen ausgehend, ihr alle Adern durchschlich, wurde immer stärker.

Lydia ließ den Dingen ihren Lauf und lächelte siegesgewiß.

Und der letzte Tag kam. Am Nachmittag fragte Lydia bei ihr an, ob sie sich denn nicht erweichen lassen wolle, länger zu bleiben, ob sie wirklich abreisen müsse.

Vielleicht hatte Gertrud gehofft, daß Lydia den Reisetermin vergessen würde; es war auch gar nicht üblich noch gastfreundlich, so direkt zu fragen: „Wann reisen Sie?"

Aber Lydia mußte es wissen wegen der Pferde — man hatte immer Pferdenöte und Schwierigkeiten in Linden-

heim — das wenigstens gab sie vor, um die Direktheit ihrer Frage zu entschuldigen.

Gertrud wurde totenblaß, zögerte einen Moment und sagte dann: sie bedauere unendlich, sie könne aber ihren Aufenthalt wirklich nicht weiter verlängern, sie müsse durchaus reisen.

Hierauf erklärte Lydia ganz freundlich und als ob nichts wäre, wenn sie denn absolut fort müsse, könne man sie natürlich nicht halten — es sei ja ohnehin schon sehr liebenswürdig gewesen, daß sie sich hatte bestimmen lassen, wenigstens diese Tage zuzugeben. Lydia dankte ihr dafür und ging.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so bemächtigte sich Gertruds eine bodenlose Traurigkeit. In ihrer Seele war eine unklare Dämmerung, durch die Jugenderinnerungen schwebten hier ein Bild und dort eines, dazwischen klangen Melodieen auf — Melodieen von Liedern, die sie ihm als junges Mädchen vorgesungen — sie sah ihn übermütig, lebensfroh, ein klein wenig stutzerhaft, kaum merklich von den Vorurteilen seiner Kaste befangen und sah ihn, wie er jetzt war — gealtert, abgearbeitet — aber unendlich edler, rührender als er es je früher gewesen war, einen Mann, der Jahre seines Lebens darangesetzt hatte, sich sein Glück zu erobern, und der, als er sich endlich durchgerungen bis an die Stelle, wo er es erwartet, nichts als Elend gefunden hatte! Sie wurde wie wahnsinnig bei dem Gedanken.

Das Diner war vorüber, das letzte Diner in Lindenheim für Gertrud. Man trank den schwarzen Kaffee in der Halle — die Lindner sprach mit Herrn Sonnenberger über Wagner, Lydia hatte sich zurückgezogen, um mit ihrer Mamsell für den nächsten Tag das Menü zu entwerfen, und Anna Marie hatte sich an das Klavier gesetzt und spielte halblaut Walzer von Strauß; Gertrud und Bill standen jedes an einem Ende der Halle, blickten abwechselnd nacheinander hin, und dann wieder voneinander weg.

Er sah ernst aus und sie sehr unruhig.

Mit einemmal setzte er seine Kaffeetasse nieder, ging gerade auf sie zu und sagte: „Also morgen verlassen Sie uns!“

„Ja,“ erwiderte sie, „ich kann meine Abreise wirklich nicht länger verschieben!“

Sie hatte gehofft, daß er etwas einwenden würde, aber er blieb stumm. Ihre innere Unruhe vermehrte sich. Die ganze Zeit hatte sie gefürchtet, er würde den Abschied zu schwer nehmen; jetzt erschrak sie bei dem Gedanken, daß er ihn zu leicht nehmen könne.

„Ich hoffe, daß wir als gute Freunde voneinander scheiden, Bill," murmelte sie. „Sie dürfen wirklich nicht glauben, daß ich Sie nicht nach Ihrem großen Wert schätze!"

Er schnitt ihr mit einer etwas kurzen Gebärde die Rede ab. „Liebe Gertrud, sprechen wir nicht davon," entgegnete er ihr. „Sie können doch nicht verlangen, daß mir diese nüchterne Wertschätzung Vergnügen machen soll. Ihr Freund werde ich immer bleiben, und wenn Sie mich einmal nötig haben, so brauchen Sie nur ein Wort über den Ozean hinüberzusenden, ich komme augenblicklich und stelle mich Ihnen zur Verfügung."

„Ueber den Ozean . . ." stotterte Gertrud, „Sie wollen wirklich nach Amerika zurück?"

„Sie glauben doch nicht, daß ich das Leben aushalten könnte in Europa unter den Umständen?"

„O Bill! . . ." erwiderte sie.

„Hatten Sie's anders gedacht?" fragte er mit dem guten, nachsichtigen Lächeln, mit welchem er alle ihre Verkehrtheiten hinzunehmen pflegte, selbst wenn er noch so sehr darunter litt.

Anna Marie spielte noch immer leise und weich — jetzt nicht mehr einen Walzer von Strauß, sondern „Les papillons bleus" von Waldteufel.

Bill wendete den Kopf — den Walzer hatte er vor mehr als zehn Jahren auf einem Ball nach einem Offiziersrennen mit Gertrud getanzt. Er erinnerte sich — sie erinnerte sich auch.

Immer mehr verlangte ihr nach einem zärtlichen Abschluß dieses Lebensabschnittes.

„Mir ist sehr leid, daß wir auseinandergehen müssen, Bill . . . und ich hab' mir den Kopf zerbrochen darüber, wie ich Ihnen zum Abschied eine kleine Freude bereiten könnte . . ."

„Die alte Gertrud," murmelte er, „so ganz und gar die alte Gertrud!"

Anna Marie spielte noch immer „Les papillons bleus"

— mit jedem Ton traf sie Gertrud ins Herz — aber nicht böse, sondern schwermütig, teilnahmsvoll — es war, als ob warme Thränen auf ihr Herz niedersänken.

„Nun, da Sie die alte Gertrud gern gehabt haben," stammelte sie jetzt ganz leise und mit dem Weinen kämpfend, „so hab' ich Ihnen etwas mitgebracht, was Sie an die alte Gertrud erinnern soll. Das Bildchen heben Sie sich auf um der alten Gertrud willen!"

Die Thränen rollten ihr unbehindert über die Wangen, während sie sprach. Sie konnte sie nicht mehr zurückhalten. Dann reichte sie ihm die halb verblaßte Photographie ihres ehemaligen „Ich", die sie am Abend ihrer Ankunft in Lindenheim in ihrem Boudoir gefunden.

Er zuckte zusammen; lange betrachtete er das Bild. „'s ist ungemein ähnlich," sagte er — „wie gut ich mich an die Zeit erinnere, in der Sie so aussahen — damals, als wir jenen Walzer miteinander tanzten (mit einer halben Kopfwendung nach Anna Marie) — weiß Gott, daß ich das Bildchen schätzen werde, wenn es mir auch nicht vergönnt war ..." Statt alles weiteren nahm er ihre Hand und sagte heiser: „Herzlichen Dank, und Gott behüte Sie, Gertrud!"

Noch einen freundlichen Händedruck . . . da plötzlich merkten sie beide, daß sie beobachtet wurden — Lydias schöne Augen glänzten nach der Fensternische hin, in welcher sie standen. Eine große Verlegenheit lähmte sie beide. Sie lächelten sich zu und gingen auseinander.

Und jetzt überkam Gertrud eine fürchterliche Aufregung — das Gefühl, etwas verfehlt, etwas unrettbar verloren zu haben. Es war ihr schrecklich gewesen, das Gespräch mit ihm abzubrechen — und doch — was auf der Welt hätte sie ihm noch sagen dürfen!

Herzlicher, freundlicher hätten die letzten Worte gar nicht sein können — warum hatte sie die Empfindung, daß alles ganz verkehrt abgelaufen, daß ihr etwas mit Gewalt entrissen worden war! — Alles in ihr schrie vor Schmerz, vor Sehnsucht — es war etwas wie das rasende Heimweh, das sie nach Lindenheim getrieben, nur noch viel intensiver, stärker, dringend verlangender.

Um einiges später fragte Lydia, von ihrer häuslichen Konferenz zurückkehrend: „Wo ist Gertrud, hat sie sich schon zurückgezogen?"

„Ich glaube, sie ist in den Park hinausgegangen,“ meinte Fräulein Lindner.

„So wie sie war, in dem leichten Kleid? Das ist ja ein Selbstmord,“ ereiferte sich Lydia. „Das Wetter ist plötzlich umgeschlagen, es ist bitter kalt draußen, ich muß ihr einen Umwurf bringen.“

Und sie nahm ein weißwollenes Mäntelchen von der Lehne eine Stuhles und machte Miene, damit hinauszueilen. Da legte Bill die Hand auf ihren Arm — „laß mich gehen,“ stotterte er. Er war feuerrot im Gesicht und sah von ihr weg.

Sie überließ ihm die Hülle, und er ging.

Ja, das Wetter war umgeschlagen. Der Herbst schrie in den Bäumen und bog ihre Kronen hin und her und entriß ihnen massenweise das Laub, das zu müde war, um sich zu wehren, obzwar es bei Tag noch ganz grün erschien.

Bill sagte sich: „Wenn ich sie dort finde — dort, dann reißt mir sie weder ein Gott noch ein Teufel mehr aus dem Arm!“

Er ging immer rascher an den flimmernden Gartenlaternen vorbei, lief fast auf die Linde neben der Nidder zu.

Ein Wimmern, ein halbersticktes, menschliches Wimmern mischte sich plötzlich in das Tosen des Windes — und dort, eng zusammengekauert zu Füßen der Linde, schluchzend das Gesicht in den Knieen ... „Gertrud! meine Gertrud!“ jubelte er, riß sie empor und küßte sie, küßte sie, bis ihr fast der Atem verging — „jetzt hab' ich dich!“ jauchzte er — „und diesmal gilt's! ...“

Und sie? ... Sie schlang beide Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn wie ein wegmüdes, wundes, verirrtes Kind an die Mutter, zu der es endlich den Weg zurückgefunden hat.

Sie konnte die Kraft nicht mehr aufbringen zum Widerstande. Sie wollte sie nicht mehr aufbringen — sie war bereit, zu schweigen, zu lügen, zu betrügen — nur, um ihn glücklich zu machen. Sein Glück sollte ihre Sühne sein!

Als sie in die Halle zurückkehrte, ging Bill einfach auf Lydia zu und sagte: „Sie reist nicht!“

Und Lydia lächelte ihr triumphierendstes Lächeln und versicherte ruhig: „Das habe ich vorausgewußt, ich habe auch gar keine Pferde bestellt!“ Dann, sich zu Gertrud wendend, fügte sie hinzu: „Aber warum haben Sie sich denn so lange gewehrt, Sie Abscheuliche! 's ist nur in englischen Leihbibliothekromanen, daß die Heldin den armen Helden bis zum letzten Kapitel des dritten Bandes zappeln läßt!“

Gertrud blieb stumm und lächelte glückberauscht — sie wußte es kaum mehr, warum sie sich so lange gewehrt hatte!

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Ein paar Stunden mochte Gertrud geschlafen haben, als eine Unruhe, die sich langsam in ihrem ganzen Körper verbreitete, sie weckte. Sie hatte die Unruhe deutlich gespürt im Traum. Der krächzende, heisere Schrei eines Käuzchens machte dem Traum ein Ende und schreckte sie ins Bewußtsein hinein.

Jetzt war sie ganz wach — das späte Mondlicht sickerte bleich und traurig durch die Jalousieen und zeichnete schmale Streifen auf den Boden. Das weiche, warme Gefühl war fort, und die Unruhe wurde immer größer.

Es war eine Unruhe, die einen Schmerz wach quälte, einen großen, schreienden Schmerz. Der Glücksrausch, der ihr Gewissen betäubt, ihr Denken verwirrt hatte, war verschwebt. Starres Entsetzen hatte ihn abgelöst. Die ganze Ungeheuerlichkeit der Situation sprang ihr in die Augen — das Mißbehagen in ihr wuchs — und wuchs. Es war wie eine Schlange, die sich, eng zusammengewunden, unter Blüten versteckt hätte, und die sich jetzt langsam aufrollte und sich mit gähnendem Rachen und unentrinnbarem Blick an sie heranringelte.

„O mein Gott! Was hab' ich gethan!“ stöhnte sie — „und jetzt kann ich nicht mehr zurück — kann nicht!“

Dann bäumte sich etwas in ihr gegen das aufbegehrende Gewissen — sie trachtete es durch nüchterne Vernunftgründe zum Schweigen zu bringen. „Wäre es nicht einfach frank-

haft, mich und ihn zu Grunde zu richten, hauptsächlich ihn — denn ich bin mir selber nebensächlich dabei — ihn zu Grunde zu richten, und mein ganzes Leben unfruchtbar brach zu legen eines spitzfindigen Gewissensskrupels halber? Wie viele Frauen heiraten, nachdem sie sich für Schmählicheres zu schämen hatten als das, was mir in der Erinnerung brennt! — Heiraten — und werden der Segen ihrer ganzen Umgebung!"

Sie fing an, mit ihrem Gewissen zu disputieren wie mit einem regelrechten Ankläger.

Theorieen, welche, die Keuschheit geradezu verhöhnend, hauptsächlich in der englischen Fraktion des Chimäristenviertels von den Aposteln der neuen, freien Lebenslehre massenhaft durchsprochen worden waren, kamen ihr bei diesem Disput zu Hilfe. Der Wert, den man auf die Reinheit eines Mädchens legt, war ein hirnverbrannter, engherziger Aberglaube, ja, noch mehr — ein Verbrechen, das man an ihrer freien Entwickelung beging. Die Frau hatte das Recht, ebenso frei zu leben wie der Mann. Die alte Anschauung war ein überwundener Standpunkt, ein barbarisches Ueberbleibsel langsam absterbender Vorurteile christlicher Sklavenmoral.

Man kannte seinen Nietzsche im Chimäristenviertel oder wenigstens kannte man von seiner unmenschlichen Uebermenschenlehre alles, was einem zu wissen bequem war. Einige unter den Chimäristen behaupteten freilich, der Uebermensch sei ihnen nichts Neues, den hätten sie schon längst in Stendhal kennen gelernt, nur freilich war er von Stendhal als interessanter Einzelfall bewundert und geschildert — aber nicht als nachahmungswürdiges Beispiel hingestellt worden, was einen großen Unterschied ausmachte.

Wie weit sich ihre Gedanken in die Vergangenheit verloren, was alles aufwachte in ihr — Erinnerung an die alten Zigeunerzeiten, in denen diese junge, wilde, gärende Weisheit von allen Seiten ihre schwankende Seele umstürmt hatte!

Luise Moreau, mit der Gertrud einmal viel später diese Theorieen und die Uebermenschmoral durchsprochen, hatte ihr kurz und bündig geantwortet: „Das sei eine Moral für das Vieh!" — Une morale pour les animaux! — Ein Tier sei auch gar nicht unverschämt, wenn es seinem

Triebe folge, ebenso wie ein Wilder nicht unanständig sei, wenn er nackt herumgehe. Aber ein Europäer, der in diesem Zustande durch zivilisierte Gegenden spazierte, würde sich darin weder ästhetisch noch dezent ausnehmen.

Ihr Kopf wurde wirr und müde — der logische Disputationszweikampf mit ihrem Gewissen wurde matt — das Gewissen siegte jetzt, langsam, aber sicher siegte es. Was kümmerte sie's, welche Ansichten die Chimäristen bezüglich Moral und Keuschheit hatten! Die Hauptsache in diesem Fall waren die Ansichten Bill Stolzings, und wie sie sich zu ihrer Vergangenheit verhalten würden, wenn er von dieser Vergangenheit wüßte. Er wähnte, seine Lippen an einen klaren, reinen Quell zu setzen — und der Quell war ein Brunnen, in dessen Tiefe eine Leiche faulte! Das ließ sich nicht ableugnen!

Der Schweiß stand ihr auf der Stirn in dicken, kalten Tropfen, wie sie den Menschen der Todeskampf abpreßt. Sie dachte wirklich nicht mehr an sich, nur an ihn. Und so rang sie in trostloser Verzweiflung zwischen dem Zwang, ihn zu betrügen oder dem, ihn zu vernichten.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Jetzt war Gertruds Brautstand acht Tage alt. Mit jedem Tage war sie bleicher und hinfälliger geworden. Man fing an, über ihr sonderbares Wesen Bemerkungen zu machen. Andre Bräute blühten auf — sie welkte dahin. Es war ganz und gar unerklärlich. Selbst Lydia stellte manchesmal aus dem hellen Siegesjubel heraus, welchen ihr die Verlobung entlockt hatte, über Gertruds Seltsamkeiten Betrachtungen an.

Nur Bill grübelte nicht weiter über die Ursache ihrer blassen Wangen und heißen, eingesunkenen Augen nach. Für ihn war sie einfach krank, wahrscheinlich überarbeitet durch ihre Kunst, und jetzt brach sie zusammen. Sie mußte gepflegt, geschont, gehätschelt werden, und er pflegte, schonte und hätschelte sie von früh bis abends, und sehnte sich unsäglich nach dem Augenblick, wo sie sein unbeschränktes, unantastbares Eigentum geworden und es ihm infolge-

dessen beschert sein würde, sie noch ganz anders zu verwöhnen, beruhigen, jede Aufregung von ihr fernhalten zu dürfen. Sie liebte ihn — das war ihm genug, nach etwas anderm fragte er nicht. Sie liebte ihn.

Ob sie ihn liebte! ...

Sie wußte jetzt ganz gut, daß sie ihn früher nicht eigentlich geliebt, sich wirklich nur aus Angst vor einer Verbindung mit Herrn Zoller und Verzweiflung über den Verlust der Heimat in seine Arme geflüchtet hatte. Aber jetzt liebte sie ihn! Wie sie ihn liebte! Sie hätte sterben wollen für ihn! — Und sie konnte nichts für ihn thun als ... ihn betrügen! — Sie war dem Wahnsinn nahe.

Bei Tage ging es noch an — seine Zärtlichkeit wirkte auf sie wie eine süße Betäubung, in der ihre qualvolle Angst und Verzweiflung allmählich einschliefen. Der Zauber seiner Nähe war so groß, daß er alle Gespenster aus ihrer Seele verbannte. Aber die Nächte waren fürchterlich. Ihre alte Schlaflosigkeit war von neuem über sie gekommen, und zwar in einer so schrecklichen Form, wie sie dieselbe früher noch nicht gekannt hatte. — Bei Tage schleppte sie sich kaum vor Müdigkeit — sie stürzte abends fast auf ihr Bette nieder, von einer ungeheuren Schläfrigkeit übermannt. Doch kaum hatte sie die Augen geschlossen, so kam ein heißes, brennendes Angstgefühl, das ihr am ganzen Körper hinaufschlich, das sie am Halse würgte, das ihr die Haare in die Höhe trieb. Eine scheußliche Vorstellung jagte die andre. — Als sie sich entschlossen hatte, ihn zu betrügen, hatte sie gewähnt, es läge ausschließlich bei ihr, ob sie ihr Geheimnis preisgeben oder bewahren wolle.

Jetzt fragte sie sich, ob es nicht durch einen Zufall aufgedeckt werden könne? Sie grübelte und grübelte — eine schreckhafte Möglichkeit nach der andern tauchte in ihr auf.

Sie grub sich die Nägel in die Haare, sie biß sich die Zähne in die Lippen, sie versteckte ihr Gesicht in den Kissen, um nicht laut aufzuschreien. In ihren Gliedern brannte es wie Feuer, und schließlich sprang sie aus dem Bette, riß das Fenster auf und ließ die Nachtluft hereinstreifen. Die Nächte waren jetzt sehr kalt.

Dann durchfröstelte sie's. Das Frösteln bezeichnete gewöhnlich die Krisis ihrer Aufregungen. Wenn ihr anfing, kalt zu werden, beruhigte sie sich. Sie kroch in ihr

Bett zurück, und wenn es gut ging, so schlief sie gegen Morgen für eine Stunde ein.

Aber es gab auch Nächte, wo sie nicht einmal die eine Stunde schlief. Bill sowohl als Lydia wollten nichts davon hören, daß sie zu ihrer gewöhnlichen Zuflucht, dem Sulphonal, greifen möge. Sie konnte sich keines verschaffen, und das Schächtelchen, welches sie aus Paris mitgebracht hatte, konnte sie nicht finden.

Es war Anfang Oktober; ein grauer, windiger, unfreundlicher Tag.

Bill hatte seine Cousine gebeten, sie möge Feuer machen lassen in dem großen Kamin in der Halle, an dem er so oft mit Gertrud gesessen in jener wunderschönen Weihnachtszeit, als sie noch ein ganz junges, übermütiges Mädchen gewesen war. Lydia gewährte ihm natürlich seine Bitte, und als die dicken Holzklötze dann, von den Flammen umzüngelt, in der marmornen Umrahmung der Feuerstelle krachten und prasselten, da hatte er seine Freude daran wie ein kleines Kind.

Er stierte nur, wie sich Lydia lächelnd ausdrückte, alle Leute aus der Halle hinaus, weil er diesen Raum für sich und Gertrud allein behalten wollte. Und die Leute thaten ihm den Willen und gingen. Anna Marie machte eine Ausfahrt nach Homburg, wo sie ihre alte Freundin Baronin Brock besuchen wollte, und Fräulein Lindner studierte mit Herrn Sonnenberger Duette ein.

Vergnügt über das ungestörte Beisammensein mit der Geliebten, schob Bill einen mächtigen Lederfauteuil an das Feuer heran und drückte Gertrud mit sanfter Gewalt hinein, indem er sie bei beiden Schultern nahm und auf die Augen küßte. Dann setzte er sich auf etwas Niedriges neben sie und nahm ihre Hände in die seinen. „Wieder so schlecht geschlafen, mein Liebling?“ begann er.

„Es war etwas besser heute, Bill,“ erwiderte sie ihm.

„Ich zähle die Tage, bis du mein bist!“ rief er; „du wirst sehen, wie schnell ich dich gesund mache, wenn ich dich einmal hab'. O Gertrud! Gertrud! — zu denken, daß ich mir mein Glück endlich doch erobert habe! Manchmal fahr' ich plötzlich aus dem Schlaf und frage mich, ist's denn wahr? — Mein Engel, mein Liebling! — Aber so bleich sollst du nicht sein!“ und plötzlich kniete er zu ihren

Füßen nieder, umschlang sie mit beiden Armen und fragte, zwischen zwei Küssen flüsternd, „ob sie denn nicht auch finde, daß das Leben wunderschön sei."

Sie blieb stumm, aber sie blickte ihm in die Augen und lächelte.

Ihre alte Gewohnheit, unangenehme Dinge in die Ferne zu schieben, machte sich geltend. Es war alles so hell, so freundlich um sie herum und so unvergleichlich lieb und anheimelnd! — Anheimelnd! Bill hatte Lindenheim seine Seele eingehaucht, und jetzt war es endlich wieder die Heimat, die liebe, wirkliche Heimat geworden.

Der Kamin rauchte ein wenig, wie jeder Kamin, wenn im Herbst zum erstenmal Feuer darin angezündet wird, aber das brennende Holz duftete süß, und das Feuer flammte hell und lustig und warf übermütige Lichter in jeden Winkel der immer ein wenig düsteren Halle hinein.

Und er kauerte zu ihren Füßen und küßte ihre Hände und flüsterte ihr liebe Dinge zu und fragte sie, ob sie sich noch an dieses erinnere und an jenes.

Ja, sie erinnerte sich — aber sie erinnerte sich auch noch an andre Sachen. Und ganz plötzlich fing sie an, ihm von der Angst und Not ihres Lebens im Chimäristenviertel zu erzählen, mit fieberhaften Augen und hastig überstürzten Worten — von dem Weihnachtsabend, an dem sie den schrecklichen Brief von ihm erhalten. — Dann erzählte sie von dem Brief, den *sie* an jenem selbigen Weihnachtsabend *an ihn* geschrieben und in der Flamme des Christbaumkerzleins verbrannt hatte.

Bleich und bekümmert sah er ihr ins Gesicht — jedes ihrer Worte schnitt ihm ins Herz. „Mein armer Liebling!" murmelte er ein um das andere Mal — „mein armer Liebling! Werd' ich dich je entschädigen können für alles, was du damals durchgemacht hast?!"

„Nie!" sagte sie heiser, und es war etwas Stieres in ihrem Blick — etwas Böses, Anklagendes. Gleich darauf schlang sie beide Arme um seinen Hals und schluchzte.

„Hm! hm!" hörten die beiden Verliebten jemanden hinter ihnen. Aufsehend, erblickten sie Lydia, die ein Telegramm in der Hand hielt.

„Dick Grant hat sich angekündigt," meldete sie. „Er bittet um Pferde zum Vieruhrzug."

Vierundsechzigstes Kapitel.

Und jetzt war Dick Grant angekommen, um eine Viertelstunde früher als man erwartet hatte. Das rührte daher, daß er dem alten, in Ehren ergrauten Kutscher eine Lektion im Kutschieren gegeben hatte. Die Pferde waren unter den Umständen zweimal so rasch gelaufen als sonst. „Du weißt, ich bin immer vor meiner Zeit voraus," erklärte er seiner Base und bewies dies auch sofort, indem er in der Konversation herumsauste wie ein kecker, junger Frühlingswind, der nichts respektiert und den ehrwürdigsten Persönlichkeiten die Hüte von den Köpfen herunterreißt. Er war guter Laune und hatte momentan gar keinen Spleen. In der Halle, in welcher man ihn wie alle der Hausfrau befreundeten Gäste empfing, waren bei seiner Ankunft nur Lydia, Bill und Gertrud anwesend. Diese beiden letzteren hatte er nicht in Lindenheim zu finden erwartet. Er äußerte seine Ueberraschung in der schmeichelhaftesten Weise, schüttelte Stolzing kräftig die Hand und küßte die Hände der Damen, wozu er lachend bemerkte, daß er sich gerne fremde Sitten aneigne, wenn sie ihm zusagten. Die Verlobung erriet er auf den ersten Blick und gratulierte beiden Teilen dazu ausgiebig.

„Und ihr drei Glücklichen wohnt allein in diesem verwunschenen Schloß!" rief er aus. „Doch nein," und mit einer leichten Kopfwendung horchte er nach der Richtung hin, aus der jetzt: „Ich wollt', meine Liebe ergösse sich," ertönte — gesungen von einem schwachen Sopran und von einer mit gefühlvollem Gaumenansatz behafteten Tenorstimme.

„Was ist denn das?"

„Unser zweites Verlobungspaar, Herr Sonnenberger und Fräulein Lindner, die sich gestern die Hand gereicht haben zum Bunde durchs Leben," erklärte Lydia.

„Sapristi! — das ist ja eine Epidemie," rief Dick.

„Was willst du? — Die Stimme der Natur!" sagte achselzuckend Lydia.

„Schade, daß die Stimme der Natur mitunter so häßlich klingt!" meinte mit einer Kopfwendung nach der

Richtung, von wo die Musik erklungen war, Bill, und kraute sich humoristisch das linke Ohr.

„Ja, es ist schade," gestand Dick — „die Zivilisation hat zwar ihr Möglichstes gethan, ihre Rauhheiten zu mildern und ihr das bel canto beizubringen. Aber leider — leider!" er legte die Hand auf das Herz — „ist die Natur bisher noch immer stärker als ihre Meisterin — und im gegebenen Fall spottet sie der Dressur und schreit: ‚Woher — woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?'"

„Nach deiner soeben kundgegebenen Theorie thäte die Zivilisation ihr Möglichstes, den Mißklang zu lösen," bemerkte Lydia — „meiner Ansicht nach verschärft sie ihn."

„O Gott, nein! — Sie verschärft nur unser Gehör," stöhnte Dick, indem er sich mit einer ausdrucksvollen Geste beide Ohren zuhielt. Dann fuhr man noch ein Weilchen so fort, munter zu plänkeln und Witze zu machen, bis ein Wagen vor das Schloß rollte und gleich darauf Anna Marie von Hohleisen erschien. Sie war verdrießlich, weil sie etwas in dem Eisenbahnwaggon vergessen hatte. Uebrigens gestand sie es gleich, daß sie noch etwas andres präoccupiere — sehr unangenehm präoccupiere. Sie wolle es den Herrschaften mitteilen, sagte sie, sobald sie sich ihrer Sachen entledigt haben würde in ihrem Schlafgemach.

Als sie herunterkam, lächelte sie erst alle Anwesenden verbindlich an, setzte sich an den Kamin, streckte die Füße fast ins Feuer, rieb sich die Hände — dann sich plötzlich Gertrud zuwendend, bemerkte sie: „Sie kannten die Lindner doch in Paris, wenigstens sagte sie mir, sie hätten beide zusammen längere Zeit im selben Hôtel gewohnt. Hatte die Lindner einen guten Ruf?"

Gertrud zuckte zusammen, als ob der Blitz vor ihr in den Boden gefahren wäre. „Ich . . . ich habe nie etwas gehört, was dagegen spräche," murmelte sie.

„Ach, die Sache ist mir sehr unangenehm," erklärte Anna Marie, „ich werde nämlich in der dümmsten Weise von der Welt in Mitleidenschaft gezogen. Der gute Sonnenberger scheint ja mörderisch in die Lindner verschossen. Es ist recht merkwürdig, aber solche Sachen kommen vor. Er hat auch bereits brieflich seinen Leuten von der Pianistin vorgeschwärmt und seiner Mutter mitgeteilt: entweder die oder keine. Nun ist er der Sohn sehr braver Leute —

seine Mutter ist eine Jugendfreundin von mir, und gestern erhielt ich einen Brief von ihr, mit der Bitte, ich möge Erkundigungen einziehen über die Vergangenheit der Pianistin."

Anna Marie seufzte ärgerlich, dann verstummte sie.

„Eine leidige Geschichte," meinte mit gerunzelten Brauen Lydia — „niemand spielt gern den Angeber."

„Das ist allerdings richtig," bemerkte Bill nachdenklich, und Dick Grant fügte mit Entschiedenheit hinzu: „Ich kenne Fräulein Lindner nicht — nicht näher wenigstens, aber das eine weiß ich: ich an Ihrer Stelle, gnädiges Fräulein, würde keine Erkundigungen einziehen. Wenn mich die Menschen in solchen Fällen bitten, Erkundigungen einzuziehen, thue ich einfach mein Mögliches, nichts zu erfahren."

„Das ist auch mein System," erklärte Anna Marie, „darum wollte ich die Sache einfach auf sich beruhen lassen. Das Traurige ist, daß ich durch einen Zufall mehr erfahren habe, als mir zu wissen irgend angenehm ist. Meine Freundin Brock — du weißt, Lydia, sie ist die Mutter des armen, kleinen Geigers, der sich die Hand verspielt, aber glücklicherweise unlängst einen musikalischen Gesellschafterposten bei einem russischen Prinzen erhalten hat — also meine Freundin Brock fragte mich natürlich alles Mögliche, auch wer gerade in Lindenheim sei. Als ich Fräulein Gertruds erwähnte, leuchtete ihr Gesicht auf — sie bat mich, dieselbe vielmals herzlich zu grüßen — und als ich von der Lindner anfing, verfinsterte sich ihr Blick, und sie räusperte sich und zuckte mit den Achseln und riet mir schließlich, nicht zu intim zu werden mit ihr, denn . . . nun, hübsch ist die Geschichte nicht . . . die Brock und die Lindner lebten eine Zeit lang im selben Garni, und einmal, als der kleine Brock in der Nacht, das heißt so gegen vier Uhr morgens, Herzkrämpfe bekam, und die Mutter nach Hilfe suchte, begegnete ihr auf der Treppe ein Mann, der offenbar aus dem Zimmer der Lindner trat . . ."

Gertrud war feuerrot geworden. „Aber gnädiges Fräulein!" rief etwas vorwurfsvoll Bill, den es verdroß, daß man eine derartige Geschichte vor seiner Braut erzählt hatte; dann, lachend die Hand vor das heiße Antlitz des jungen Mädchens haltend, rief er: „Na, mein Engel, für

eine Künstlerin bist du herzlich empfindlich — ich freu' mich darüber — mir sind junge Damen, die nach dieser Richtung hin zu philosophisch denken, beinahe so zuwider wie Damen, die ohne eigentliche Berechtigung prüde thun!"

„Aber es ist ja alles ein dummes Geklatsch," ereiferte sich Gertrud; ihre Stimme klang rauh, und ihre Lippen hatten Mühe, die Worte zu formen — „ob früher oder später etwas gegen die arme Lindner einzuwenden war, weiß ich natürlich nicht, aber damals, im Hôtel du Vatican, hat sie keinen Anlaß zu übler Nachrede gegeben!"

Eine etwas drückende Pause folgte diesen mit großer Erregung gesprochenen Worten; Bill fuhr seiner Braut liebkosend und beruhigend über das Haar, Lydia klapperte mit den Theetassen herum, und Anna Marie schneuzte sich. Nach einer Weile bemerkte Dick Grant, welcher als der Kaltblütigste auch der Schlagfertigste unter den Versammelten war, zu Anna Marie: „Ich kann nur wiederholen, näher untersuchen würde ich die Sache nicht und der neugierigen Mutter des Herrn Sonnenberger nur im allgemeinen das Beste sagen über die Braut. Dieser Nachtwandler in einem vielbewohnten Pariser Garni bedeutet nichts. Aber auf meine, leider nur flüchtige Bekanntschaft mit der obgenannten liebenswürdigen Pianistin hin, möchte ich fast behaupten, daß sie nicht, ohne nützliche Erfahrungen gesammelt zu haben, durchs Leben gegangen ist. Vierzig ist sie mindestens, und sie ist viel zu sentimental, als daß sie hätte vierzig Jahre alt werden können ohne ein kleines Abenteuer. Da sie aber offenbar nicht im mindesten von Gewissensbissen behelligt wird, sondern fest davon überzeugt ist, immer gut, edel und ... streng uneigennützig gehandelt zu haben — so kann sie doch noch eine ganz tüchtige Lebensgefährtin für den armen Sonnenberger abgeben. Die Hauptsache ist, daß er nichts Schlimmes über sie erfährt!"

„Also Sie finden, daß dies die Hauptsache ist?" seufzte Anna Marie.

„Entschieden! Ich bitte Sie — ich sah einmal, wie einer Engländerin in Zürich im Hotel X*** plötzlich schlecht wurde, weil sie eine Fliege in ihrem Kaffee entdeckte, nachdem sie davon getrunken hatte. Dieselbe Engländerin hatte ich tags zuvor einen Teller Suppe ver-

zehren sehen, aus dem der Kellner eine viel größere Fliege eben erst heimlich entfernt hatte, und noch obendrein mit seinen eigenen unsauberen Fingern. Die Suppe ist ihr ganz gut bekommen!"

„Bleibt noch immer die Gefahr, daß sie später von der appetitlichen Episode erfahren hätte!" entgegnet Bill.

„Du meinst, das hätte nachträglich doch noch eine Ohnmacht zur Folge haben können," bemerkte humoristisch Dick. „Solche Sachen sind allerdings vorgekommen — aber es gibt Geheimnisse, die sehr tief in der Vergangenheit begraben liegen — und Kellner, die nie bei ihrer Fliegenvertilgung beobachtet worden sind!"

„Ich muß gestehen, daß ich dich ein wenig arg fin de siècle finde, Dick," sagte Lydia — „du fertigst die ernstesten Lebensfragen doch etwas zu leichtfertig ab!"

„Ernsteste Lebensfragen! . . ." Dick zuckte mit den Achseln — „wenn man älter wird, denkt man diesen Dingen gegenüber sehr philosophisch!"

„Ja, wenn man älter wird, und auf das Heiraten verzichtet hat . . ." schob mit gutmütiger Ironie Bill ein.

„Natürlich! Nur diese Verzichtleistung sichert uns der Frage gegenüber die vollständige Objektivität," erklärte Dick. — „Aber Spaß beiseite — die verschiedenen Maßstäbe, mit denen man die sittlichen Unregelmäßigkeiten im Leben eines Mannes und in dem einer Frau mißt, sind eine kolossale Ungerechtigkeit. Und nichts für ungut, meine Damen — der schwerfällige Wert, den man auf die Reinheit des Mädchens legt, das in die Ehe tritt, ist eigentlich eine soziale Pose — im besten Fall ein soziales Raffinement!"

„Jetzt quäl' mir die Gertrud nicht weiter!" rief geradezu empört Bill, der den beständigen Farbenwechsel auf dem Gesicht seiner Braut im Laufe dieses Gesprächs aufmerksam und mit Bewunderung beobachtet hatte. „Du siehst, wie unangenehm ihr deine frivolen Lebensansichten sind;" dann sich zu Gertrud wendend, nahm er ihre Hand in die seine, und sie leise an seine Lippen ziehend, meinte er: „Laß ihn nur reden und behaupten, daß nichts an weiblicher Reinheit liegt. Wir wissen's doch besser. Praktisch nachweisbaren Wert hat sie allerdings nicht, aber ich möcht' in keiner Zeit leben, in der man sich nicht mehr, wenn's gerade gilt, totschlagen ließe für Dinge, die man nicht fassen, nicht

greifen, nicht sehen und nicht beweisen kann. Ein Leben ohne Heiligtümer ist sehr arm, und das Heiligste unter all unsern Heiligtümern ist immer unser Heim. Mein Heim ist für mich eine Kirche, und wenn ich ein ... entweihtes Mädchen zum Oberhaupt dieser Kirche machen sollte, so käme mir das gerade so vor, wie wenn ich als Priester beim Abendmahl einen Kelch erheben sollte, der früher bei einer Orgie einem Wüstling dazu gedient hätte, seinen Durst zu löschen!"

„Nun, etwas für sich hat ja das, was du da sagst," meinte, sich die Hände reibend, Dick — „und wenn ich einmal heirate, so ..."

„Um Gottes willen!" rief in diesem Augenblick Anna Marie; die andern sahen sich um.

Gertrud war ohnmächtig in ihren Sessel zurückgesunken.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Man hatte sie in ihr Zimmer gebracht. Sie war ziemlich bald zu sich gekommen, aber sie fühlte sich zu unwohl, um beim Diner zu erscheinen.

„Ich hab's von einem Augenblick zum andern erwartet, daß sie zusammenbricht," erklärte Bill. „Sie ist ja total überarbeitet, überreizt — sie braucht Ruhe — absolute Ruhe! ... Die vermaledeite Kunst! 's ist nichts für ein Mädchen wie Gertrud — selbst im besten Fall nicht!"

Dick verhielt sich schweigsam, und Anna Marie gab ein weitläufiges Rezept zum besten gegen Ohnmachten.

Sie waren alle heraufgekommen, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen — Lydia, Anna Marie und Fräulein Lindner. Sie hatten ihr erzählt, daß Dick in Lindenheim über Nacht bleibe, und daß Bill beabsichtige, den nächsten Morgen mit ihm nach Frankfurt zu fahren, denn Bill hatte in Frankfurt zu thun. Er hatte wichtige Geschäfte abzuwickeln mit Herrn Zoller.

Gertrud erriet, welcher Art diese Geschäfte waren. Armer Bill! Er hatte es ihr ja versprochen, daß er die Heimat zurückerobern würde für sie. Da Herr Zoller sich

nicht viel aus Lindenheim machte, so wollte er es ihm abkaufen für seine Braut. Es rührte sie noch, aber es interessierte sie nicht mehr — sie wußte, daß ihre Existenz nicht mehr davon berührt werden würde. Sie fühlte, daß das Ende nahe sei.

Den nächsten Morgen schickte Bill zu ihr hinauf, um zu fragen, wie es ihr ginge. Sie sei noch sehr schwach, ließ sie ihm sagen, fühle sich aber wohler. — Hierauf sandte er ihr ein kleines Briefchen mit vielen zärtlichen Aufforderungen, sich nur recht zu schonen, damit er sie bei seiner Rückkehr frisch und munter fände. Sie ließ ihm sagen, daß sie ihn vielmals grüße und seinen Wünschen nachkommen werde. Sie empfand es erst als Erleichterung, daß sie liegen bleiben durfte — dann wieder wurde sie unruhig. Es zog sie mit Gewalt nach ihm, sie mußte ihn noch sehen, Abschied nehmen von ihm, ehe er nach Frankfurt fuhr.

Sehr müde, in einem losen Morgenkleide, schlich sie die teppichbelegte Treppe hinab, die aus dem Oberstockwerk in die Halle führte. Von unten herauf tönten Stimmen. Ueber das braune Treppengeländer hinunterspähend, erblickte sie Lydia, die, zwischen ihren beiden Vettern sitzend, Anna Marie gegenüber an einem Tisch, etwas aus der Zeitung vorlas, und Anna Marie fragte plötzlich, von ihrer ewigen dicken, braunen Wollhäkelei aufsehend: „Wer ist's, der gestorben ist?"

„Lozonczyi," antwortete Lydia.

„Ach, der Maler," sagte Anna Marie und wickelte gleichmütig den braunen Wollfaden, der sich lang abgerollt hatte, auf ihren Knäuel.

„Ja — Telegramm aus Paris," las Lydia, „der berühmte Maler Paul Lozonczyi ist nach kurzem, qualvollen Leiden in einer Nervenheilanstalt in der Auvergne gestorben." Dann, von der Zeitung aufblickend — „er kann noch nicht alt gewesen sein — welch ein Verlust für die Kunst!"

„Findest du wirklich?" bemerkte in etwas gereizter Stimme Anna Marie, eifrig häkelnd — „ich habe ja öfters Bilder von ihm gesehen in Wien — aber ich muß gestehen, daß sie mich eher abgestoßen haben — es war — wie soll ich mich ausdrücken — etwas Rohes, Cynisches darin."

„Nun, als Künstler wüßte ich ihm kaum einen zweiten zur Seite zu stellen,“ mischte sich an diesem Punkt Bill ins Gespräch — „ich war ganz über den Haufen geworfen von seiner Ausstellung in New York — als Mensch“ — Bill runzelte die Brauen — „als Mensch hatte er seine unangenehmen Seiten.“

Gertrud stand still, wie festgewachsen, und fuhr fort, über das Treppengeländer zu spähen und zu horchen.

„Ja, als Mensch muß er unmöglich gewesen sein,“ nahm Anna Marie das Gespräch wieder auf — „wenigstens nach allem, was man mir erzählt hat.“

„Unmöglich für Damen, allerdings,“ gab Bill zur Antwort, indem er sich gedankenvoll eine Cigarette drehte. „Aber ungemein interessant war er immer. Jemand, der anregender gewesen wäre im Gespräch, ist mir nie begegnet, nur war, als ich ihn kennen lernte, sein Gedankengang bereits im höchsten Grade sprunghaft, man hatte Mühe, ihm zu folgen. Aber er riß einen immer wieder mit. Seine Aeußerungen waren abwechselnd hochpoetisch und widerlich unflätig — letzteres besonders, wenn er ein Glas Cognac zu viel getrunken hatte, dann kam er auf das Thema seiner Selbstbekenntnisse, und was er da vorbrachte, konnte mitunter auch einem Manne zuwider werden.“

„Wo hast du ihn denn so genau kennen gelernt?“ fragte Lydia.

„Wir haben einmal miteinander die Ueberfahrt gemacht von St. Francisco nach Jeddo, und er schien sein besonderes Wohlgefallen an mir gefunden zu haben. Ich bedauerte ihn manchesmal tief — großer Künstler, der er, und armer Teufel, der ich damals war. Es ist schrecklich, das Leben so ausschließlich nur von seinen Nachtseiten zu kennen. Er behauptete, daß er etwas darum gegeben hätte, einmal einem weiblichen Wesen zu begegnen, das er bis zum Schluß hätte achten können, ohne daß er es einfach von Anfang an wegen unzulänglichen Liebreizes und allgemeiner körperlicher Armseligkeit hätte bemitleiden müssen. Ohne im geringsten zu renommieren, erzählte er nach dieser Richtung hin geradezu haarsträubende Dinge.“ Bill sah sich im Kreise um — Gertrud erblickte er nicht, und die grauen Scheitel Anna Maries bürgten für ihre philosophische Gleichgültigkeit. Leiser sprechend, fuhr er fort:

„Er erzählte, wie er einmal eine seiner Schülerinnen in die Oper ‚Faust und Margarete‘ begleitet habe. Es war ein Mädchen aus gutem Hause, von ausgezeichneter Erziehung — eine, vor der er sich noch kurz zuvor geniert hätte, einen starken Ausdruck in den Mund zu nehmen — und ... nach dem Theater ...“

„Nun, was geschah nach dem Theater?“ fragte Lydia.

„Er begleitete das Mädchen nach Hause — das Weitere kannst du dir denken ...“ erklärte Bill trocken — „es würde dich, tapfer wie du scheinst, doch kaum angenehm berühren, wenn ich dir die Sache so ausführlich schildern wollte, wie er sie mir geschildert hat.“

„Na, die Geschichte ist nicht weit her,“ meinte Lydia; „ähnliche Sachen haben alle berühmten Männer zu erzählen. Es gibt auch leichtsinnige Mädchen aus guten Familien.“

„Aber das ist es ja eben,“ entgegnete Bill, „sie soll ganz und gar nicht leichtsinnig gewesen sein. Man braucht nicht einmal ein berühmter Mann zu sein, um mit solchen Abenteuern prahlen zu können. Was mich an der ganzen Sache interessierte, war seine Beschreibung des Mädchens — eine weiße Lilie — ein Engel! Er zitterte am ganzen Leibe, während er mir sein unheimliches Abenteuer schilderte, und versicherte mir, daß er bereit wäre, sich die linke Hand abschneiden zu lassen, um den Blick der Unglücklichen zu vergessen, mit dem sie von ihm wegsah, als er ihr zum erstenmal nach der Katastrophe begegnete! Der Wunsch, ihr auszuweichen, scheint ihn schließlich aus Paris vertrieben zu haben.“

„Deine Geschichte imponiert mir gar nicht,“ erklärte Lydia — „es ist eine recht aufgebauschte, geschmacklose Künstlergeschichte, und die ganze prahlerische Reue dieses Herrn Lozonczyi ist nichts als eine raffinierte Form von Eitelkeit. Er ist nicht der erste Mann, der ein Mädchen in ähnlichem Falle auf ein hohes ethisches Piedestal stellt, nur um seine dämonische Unwiderstehlichkeit in ein besonders grelles Licht zu setzen. Erstens thut ein anständiges Mädchen so etwas überhaupt nicht, so etwas kommt nicht vor ...“ erklärte sie apodiktisch — „und dann möchte ich das anständige Mädchen sehen, das mit Lozonczyi allein in die Oper ginge!“

„Sie soll verarmt und unbeschützt gewesen sein," verteidigte an diesem Punkt Bill seine Erzählung — „aber Lozonczyi behauptete fest, sie sei ein Mädchen von exquisiter Erziehung gewesen und von einem solchen Prestige umgeben, daß sie ihm stundenlang in seinem Atelier posiert habe — im Tete-a-tete Notabene —, ohne daß er nur gewagt hätte, die Hand nach ihr auszustrecken. Damals, auf dem Heimweg aus der Oper, behauptete er, habe er's plötzlich gemerkt, wie's über sie gekommen sei . . ."

„So, also posiert hat sie ihm auch, und ohne Chaperon — ein merkwürdiges Mädchen aus guter Familie; was sagst du dazu, Dick?" wendete sich Lydia an ihren zweiten Vetter, an Dick, der, in strengem Gegensatz zu seiner sonst üblichen Geschwätzigkeit, sich während der ganzen Konversation stumm verhalten hat.

„Ach, was weiß ich," erklärte etwas übellaunig Dick.

„Nun, ich habe Lozonczyi auch einmal gesehen," erzählte Lydia — „in einer Soiree bei dem berühmten Bildhauer Jessendy — du warst ja auch dabei, Dick — du und . . ." Lydia verstummte plötzlich — ein warnender Blick aus den Augen Bills hatte sie getroffen — sie wechselte die Farbe, als ob sie vor einer plötzlichen Erleuchtung erschrocken sei. Gertrud, welche die ganze Zeit über wie verzaubert im Schatten am Anfang der Treppe oben stehen geblieben war, machte eine Bewegung, um nach ihrem Zimmer zurückzuflüchten, aber schon hatte Bill sie erspäht.

„Doch aufgestanden, mein Engel?" rief er zärtlich, indem er aufsprang und ihr entgegeneilte.

In ihrem Fluchtversuch unterbrochen, schlich sie, die Hand an der braunen Holzrampe, jetzt langsam die Treppe hinab.

„Aber wie bleich du bist, mein Liebling!" er küßte ihr beide Hände und wurde ganz rot im Gesicht vor Ueberwindung, weil er nicht wagte, ihr vor den andern die Lippen zu küssen. „Du hättest nicht aufstehen sollen."

„Ich wollte dir doch noch adieu sagen, ehe du fortfuhrst," murmelte sie matt. „Mußt du heute fort?"

„Ja, mein Engel — gerade heute muß ich fort — 's ist nämlich der einzige Tag, an dem ich sicher bin, Herrn Zoller in seinem Comptoir zu finden — bis Anfang Oktober kommt er nur einmal die Woche in die Stadt, um seine Geschäfte zu erledigen."

Er blickte sie lächelnd an; ob sie wohl erriet, was er in Frankfurt wollte? — Er war wie ein Kind, das zugleich ein Geheimnis haben und es von aller Welt erraten lassen möchte. — Erraten haben mochte sie sein Geheimnis wohl, aber sie sagte nichts, und Anna Marie rief zu ihm hinüber: „Wenn Sie schon bei Zoller sind, so lassen Sie sich seine Galerie zeigen. Da wir so viel von Lozonczyi gesprochen haben, wird Sie die Sammlung gewiß interessieren. Sie enthält eines von Lozonczyis besten Bildern, die ‚Sehnsucht‘ heißt's — gestern in Homburg hat man davon erzählt. Gesehen hat es noch niemand; es ist erst vor wenigen Tagen angekommen.“

„Der Wagen ist vorgefahren,“ meldete der Diener.

„Ich bitte dich, laß mir ein Glas Cognac bringen,“ wendete sich Dick Grant an Lydia — „ich weiß nicht, was das ist — aber mich hat der Spleen plötzlich wieder am Kragen gepackt.“

Gertrud hatte ihren Bräutigam noch bis an die Thür begleitet. Ganz entsetzt über ihre Blässe, hatte er sie zum Schluß noch in seine Arme gezogen und einen Augenblick an sich gehalten, fest und warm, aber doch sehr lind und rücksichtsvoll, als ein liebes, wundervolles, gebrechliches Heiligtum.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Und nun war der Wagen fort. Noch ein Weilchen war sie auf der Schwelle stehen geblieben, hatte ihm nachgesehen, dann wandte sie sich in den Saal zurück. Sie begegnete dem Blick Lydias. Es war etwas Eigentümliches in diesem Blick, zugleich eine Art Neugier und eine Art . . . Grauen.

„Sie hat erraten . . . sie weiß . . .“ sagte Gertrud. Unter dem Vorwand, sich noch ein wenig niederzulegen, schleppte sie sich in ihr Zimmer zurück; dort schloß sie die Thür hinter sich zu, dann warf sie sich auf ihr Bett, flach auf den Rücken, die Hände über der Brust gefaltet, wie die Toten liegen im Sarg.

Wenn sie sich früher gefragt hatte: Werde ich es über

mich bringen, zu schweigen, so sagte sie sich jetzt, es wird mir nichts mehr nützen zu schweigen! — Sie wußte, daß die Bewahrung ihres Geheimnisses nicht mehr ausschließlich in ihren Händen lag, daß der Zufall es ihr von einem Augenblick zum andern entreißen konnte.

Sie fürchtete sich nicht vor diesem Zufall — im Gegenteil sehnte sie ihn herbei. Stundenlang blieb sie liegen mit der fatalistischen Apathie einer sich aussichtslos in einer Sackgasse herumschlagenden Verzweiflung, die vom Schicksal nichts mehr verlangt, als eine letzte Veränderung ihrer Lage — eine Veränderung, die ihr Martyrium zu irgend einem Abschluß bringen muß.

Von allem, was sie bereits ausgestanden — von allem, was sie noch auszustehen hatte, war dieser Tag der ärgste! Immerfort sagte sie sich, jetzt hat er das Bild gesehen, jetzt muß er's erraten haben! Von Zeit zu Zeit sah sie auf die Uhr und fragte sich, wie viel Zeit muß noch verfließen, ehe er zurückkommt — ehe er eine Erklärung von mir verlangt. Sie hatte die Empfindung, daß über den Moment hinaus ihr Leben ausgelöscht war — sie konnte sich nicht vorstellen, was dann noch kommen würde. Aber wenigstens würde die Qual dieser gespannten Angst zu Ende sein.

Man erwartete Bill mit dem Sechsuhrzug zurück. Um die Zeit, um welche er kommen sollte, stellte sich Gertrud ans Fenster und horchte. — Der Wagen blieb ungewöhnlich lange aus, endlich hörte sie Räder knarren, ganz leise, wie eine kaum vernehmbare Unruhe in der Luft spürte sie ihn herannahen. Sie eilte von der Thür zum Fenster, vom Fenster zu der Thür. Ihr Atem kam jetzt so schwer, daß sie wähnte, ersticken zu müssen. Da merkte sie, daß die Räder langsam rollten. Offenbar war der Wagen leer. Er war nicht gekommen! — Von nun an schlug ihre Besorgnis eine andre Richtung ein. Sie fragte sich, ob ihm etwas zugestoßen sei, ob er nur den Zug versäumt habe oder ob er überhaupt nicht mehr heimkehren würde.

Zum erstenmal im Laufe des ganzen Tages klopfte Lydia an ihre Thür. Mit einer fremden, kalten Stimme, hinter der sich eine große Unruhe verbarg, meldete sie ihr, daß Bill nicht gekommen sei. Was meine Gertrud, daß geschehen sein könne? — Hatte er einfach den Zug versäumt — oder — oder . . .

Gertruds Gedanken waren alle wie erstarrt, sie konnte gar keine Meinung äußern.

Und Lydia erinnerte sich jetzt, daß noch ein Zug ankäme gegen neun Uhr, zu dem wolle sie den Wagen ein zweites Mal schicken.

Indes mußte man sich zum Essen setzen wie alle Tage — und so setzte man sich denn zum Essen.

Eine schweigsamere Mahlzeit hatte man noch nie abgehalten in Lindenheim. Weder Gertrud noch Lydia sagten ein Wort, auch Anna Marie schwieg, sie schien mit der Lösung eines sehr tiefen Problems beschäftigt zu sein. Die milden Witze Herrn Sonnenbergers fielen aus Mangel an einem sympathischen Widerhall alle zu Boden. Die einzige, welche von Zeit zu Zeit etwas sprach, war Fräulein Lindner. Sie sagte immer dasselbe: „Die Damen scheinen besorgt zu sein — aber es ist wirklich ganz und gar nicht nötig."

Nach dem Diner setzte sich Gertrud mit Lydia und Anna Marie in die Halle an den Kamin. Das Künstlerpaar hatte sich in ein Nebengemach zurückgezogen. Fräulein Lindner spielte ihrem Verehrer Reminiscenzen aus seiner Lieblingsoper „Faust". „Süße Lust" — klang's in das Knattern des lodernden Holzfeuers im Kamin, in das Toben des Sturms, der an Fenstern und Thüren rüttelte.

Das Wetter war fürchterlich — es regnete in Strömen.

Von Zeit zu Zeit wendete Gertrud den Kopf und horchte. Lydia und Anna Marie schwiegen beide, über ihre Handarbeiten gebeugt. Nach einer Weile begann Anna Marie nachdenklich: „Ich habe mir's genau überlegt," flüsterte sie geheimnisvoll — „nach allem, was mir die Brock gesagt hat, möchte ich glauben, daß das Mädchen, welches Lozonczyi damals aus dem Theater nach Hause geführt hat, die Lindner war. Glaubst du nicht auch?"

„Nein," erwiderte Lydia trocken.

„Aber es stimmt ja doch alles wunderbar," fuhr Anna Marie immer in demselben geheimnisvollen Flüsterton fort — „sie ist aus sehr geachteter Familie, ihr Vater war Oberstabsarzt — sie hat mir's erzählt — und Schülerin von Lozonczyi war sie auch, wenigstens eine Zeit lang hat sie neben der Musik auch noch die Malerei studiert, und zwar im Atelier Hudry Menos, unter seiner Leitung. Aber

mein Gott, ist das kalt!“ Anna Marie rieb sich eifrig die Hände.

Ein eisiger Luftzug drang in die Halle — die drei Damen sahen sich um. Die Thür hatte sich geöffnet, ein Mann war eingetreten, ein Mann mit schmutzigen Stiefeln und durchnäßten Kleidern — Bill Stolzing.

Sofort merkte Gertrud, daß der Schlag gefallen war. Ohne sich nach rechts und links umzusehen, ging er gerade auf die Treppe zu.

„Bill!“ rief Lydia ihm nach.

Er fuhr zusammen, blieb stehen, sah sich um.

„Woher kommst du?“ fragte sie.

„Ich ... ich hatte den Fünfuhrzug in Frankfurt versäumt — da ich nicht bis Abend warten wollte, bin ich zu Fuß gegangen.“

„Zu Fuß, drei Stunden lang ... soll ich dir dein Essen nachservieren lassen?“

„Essen?“ er sprach das Wort mit Abscheu aus und schüttelte den Kopf — „nein — ich habe keinen Hunger — ich bin müde, gute Nacht!“ Einen Augenblick später war er verschwunden.

„Was hat er nur?“ fragte Anna Marie, zu Tode erschrocken.

Lydia regte sich nicht.

Da erhob sich Gertrud, die Hand auf dem Herzen — sie öffnete die Lippen, um irgend eine Entschuldigung für ihr Vorgehen herauszustammeln. Aber kein Laut drang zwischen diesen trockenen, von Verzweiflung verzerrten Lippen hervor. Ein letztes Mal heftete sie die Augen auf Lydia — dann ging sie.

„Merkwürdig!“ murmelte Anna Marie. „Hast du den Blick bemerkt, mit dem dich die Gertrud angesehen hat? — Mir war er unheimlich — ganz und gar unheimlich. Ich denke, das Mädchen wird irrsinnig. Die ganzen Tage her war ihr Benehmen schon so sonderbar. Merkwürdig — wirklich merkwürdig!“

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Als Gertrud die Thür von Bills Zimmer erreicht hatte, klopfte sie kurz und heftig. Erst erfolgte keine Antwort, dann, als sie ein zweites Mal klopfte, fragte Bill kurz: „Wer ist's?"

„Ich," rief sie.

Da riß er die Thür auf. „Was willst du?" fragte er.

Sie hatte erwartet, daß seine Stimme hart, sein Blick drohend sein würde. Aber sein Blick war starr und die Stimme nur heiser.

Ein Schrecken durchfuhr sie — sie merkte, daß er noch immer nicht *alles* wußte, nicht alles glaubte — daß er noch immer hoffte — daß sie noch immer etwas zu töten hatte in ihm.

Aber es konnte so nicht weitergehen, diese Spannung konnte sie nicht länger ertragen — es mußte klar werden zwischen ihnen.

„Was ist vorgefallen, Bill?" fragte sie.

„Ich habe mich geärgert," murmelte er, mit gerunzelten Brauen auf die Erde stierend.

„So ... nur geärgert?"

„Nur geärgert," wiederholte er, „aber so ... so, daß ich glaubte, der Schlag müsse mich treffen" — er zerrte heftig an seinem Hemdkragen und vermied es, Gertrud anzusehen.

Eine schreckliche Pause folgte, dann, schwer atmend, brachte es Gertrud hervor: „Aus welchem Anlasse?"

Er fuhr sich unruhig über die Stirn. — „Ich kann dir's nicht sagen," murmelte er, „es ist zu häßlich — ich wollt's herunterwürgen, drum bin ich davongelaufen — ich hätte mich besser beherrschen sollen. Aber ich ... bin die Zivilisation nicht mehr gewöhnt ..." und plötzlich sich mit beiden Fäusten vor die Stirn schlagend, ächzte er: „Großer Gott! Wenn es wahr wäre! — Aber es kann ja nicht wahr sein!"

„Was?"

„Willst du's wirklich wissen?"

Sie zitterte so, daß sie sich kaum auf den Füßen

halten konnte. Sie legte die Hand auf eine Stuhllehne, um sich zu stützen.

Er schöpfte tief Atem, dann, sehr mühsam und gepreßt, begann er: „Ich war bei Zoller, um mich wegen des Ankaufs von Lindenheim mit ihm zu besprechen. Als wir so ziemlich im reinen waren, sagte er mir: ‚Nun, werfen Sie doch einen Blick in meine Galerie — ein Lozonczyi! — ich bitte — ein echter Lozonczyi — die vielbesprochene ‚Sehnsucht'.' — Ich war bereit. Er führte mich zu dem Bild ... und da ... da fror mir das Blut in den Adern — denn das Bild ... das warst du ... und warst es wieder nicht. Es stellt ein Mädchen dar, das Bild — ein Mädchen mit bloßen Armen und bloßem Hals — in einem losen Gewand und mit einem Ausdruck im Gesicht ... einem Ausdruck, der ein Gefühl verrät, das du nie geahnt haben kannst — ‚die Sehnsucht' — ja, aber die Sehnsucht eines Weibes, dessen Natur in ihrem tiefsten Bodensatz aufgewühlt worden ist. — Ich hätte das Bild von der Wand herunterreißen und zertreten mögen, besonders als Zoller sich zu mir umwendete mit der Frage: ‚Finden Sie nicht eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen diesem herrlichen Werk und Ihrer berühmten Braut? Ich traf Fräulein Gertrud, kurz ehe er die ‚Sehnsucht' entwarf, einmal in Lozonczyis Atelier, und ich möchte fast glauben, sie habe ihn zu dem Bilde inspiriert. Sie kann sehr stolz sein darauf!' — Mit einem ganz unbefangenen Gesicht sagte er das — der Schuft! Stolz sein! ... Stolz ... in den Boden hätt' ich sinken mögen! Aber seine Frau war uns nachgekommen — die Frauen scheinen andrer Ansicht, als ich armer Philister — denn die Zoller, die offenbar von ihres Mannes ehemaliger Verehrung für dich gehört hatte und eifersüchtig war auf dich, gönnte es dir nicht, daß du einen so berühmten Maler zu seiner größten Schöpfung begeistert haben solltest und sagte: ‚Davon kann keine Rede und die Aehnlichkeit kann nur eine zufällige sein. Es war in Paris allgemein bekannt, welche von den Schülerinnen Lozonczyis ihm zu dem Bilde posiert hat — ein Herr hat sie mir einmal in der Oper gezeigt. Die war freilich sehr schön. Sie saß neben Lozonczyi im Amphitheater — es wurde ‚Faust' gegeben — man sagte mir, daß das Mädchen eine Russin und bekanntermaßen die

Maitresse von Lozonczyi sei. Sie sah allerdings der Glimm, die ich nur einmal flüchtig und bei schlechter Beleuchtung erblickt habe, sehr ähnlich,' setzte sie hinzu, und Zoller stand daneben und murmelte nur: ‚So, so, eine Russin,' und dann lächelte er und schwieg. — Wenn du wüßtest, wie ich mich überwinden mußte, ihm nicht an die Gurgel zu springen. — Ich hab's nicht gethan, um dich nicht noch mehr ins Gerede zu bringen — — — er durfte gar nicht glauben, daß ich nur vermuten könnte — daß du — und ... jene Russin am Ende doch . . . ein und dieselbe. Verzeih mir ... Gertrud — ich weiß ja, daß es nicht sein kann — aber, da du selbst gekommen bist — Gertrud, sei nicht böse, beruhige mich ... wer war die Russin, die Lozonczyi zu seiner ‚Sehnsucht' gestanden hat?"

Auch jetzt noch könnte sie ihn belügen, wenn ihr die Kraft übrig bliebe dazu. Aber sie hat keine Kraft mehr. Die Liebe ist tot in ihr — die Fähigkeit, Glück zu empfinden, ist tot in ihr — die Scham ist tot — das Einzige, was ihr das Leben noch fühlbar macht, ist ein dringender Wunsch, die schwere Last, an der sie so mühsam schleppt, von sich abzuwerfen.

Und sie streift sie ab. ...

„Es war keine Russin, Bill!" sagt sie — „das Mädchen, das Lozonczyi zu seiner ‚Sehnsucht' gestanden hat, das Mädchen ... welches er aus dem ‚Faust' nach Hause geführt hat — war ich!"

Einen Moment blieb er bewegungslos stehen und sah sie mit unruhigen, hilflosen Augen an — dann, in einem Stuhl zusammensinkend, stieß er einen kaum hörbaren kurzen, heiseren Laut aus und versteckte das Gesicht in beide Hände.

Ohne sich nach ihm umzusehen, schritt Gertrud der Ausgangsthür zu. Da fühlte sie seine kalte, schwere Hand auf ihrem Arm — er war ihr nachgeeilt und hielt sie zurück.

„Wie ... wie war das möglich?" stammelte er — „wie ... wie ist das gekommen — wie wahnsinnig mußt du ihn geliebt haben!"

Sie schüttelte den Kopf — „ich habe ihn nie geliebt," murmelte sie — „das war das Entsetzlichste dabei!"

„Nie geliebt? ..." er begriff gar nicht, er blinzelte

wie einer, der es versucht, sich im Dunkeln zurechtzufinden. „Also wie kam's? ... Wie? ..."

„Wie's kam? ..." Sie legte die Hand an die Stirn — „ich weiß es nicht mehr — ich hab's vergessen — verlangst du wirklich, daß ich mich erinnern soll — es ist mir schrecklich!"

Aber seine Blicke ließen sie nicht los. Es war, als ob er noch immer einen Trost aus ihrem Geständnis schöpfen zu können erwartete. Da murmelte sie: „Ich war ein armes, verlassenes Ding — mein Zartgefühl hatte ich abgestreift — meinen Halt hatte ich verloren — ich hatte nichts im Leben mehr, auf das ich mich stützen konnte, und niemanden, vor dem ich mich zu schämen brauchte. — Er leitete mein Talent, bemächtigte sich meines Willens und bespöttelte meine letzten kümmerlichen Bedenken. Ich war eitel und fühlte, daß mein bißchen Schönheit im Verblühen stand. Er bewunderte mich. Ich richtete mich an seiner Bewunderung auf — sie wurde mir Bedürfnis. Um sie festzuhalten, zahlte ich täglich einen höheren Preis, und zuletzt ..." (sie kehrte das Gesicht von ihm ab) — „den allerhöchsten!" Einen Augenblick zögerte sie, dann „leb wohl, Gott behüte dich," murmelte sie und wendete sich zum Gehen.

Aber als sie die Thür erreicht hatte, da fühlte sie eine schwere Hand auf ihrem Arm, und eine Stimme neben ihr rief: „Bleib! ... Wir ... müssen ja noch überlegen ..."

„Ueberlegen! — Was ist da zu überlegen?" hauchte sie. „Es versteht sich von selbst, daß alles aus ist zwischen uns — daß du mich nicht heiraten kannst!"

„Dich nicht heiraten ... jetzt, wo alle Menschen mit Fingern auf dich deuten, sich alle bösen Zungen regen möchten, wenn wir voneinander gingen — Gertrud! ... Natürlich werde ich dich heiraten, so schnell als es irgend angeht werde ich dich heiraten. Was hab' denn übrigens ich für ein Recht, dir deine Vergangenheit vorzuwerfen — ich — der ich dich geradezu in dein Unglück hineingestoßen habe — Gertrud — meine arme Gertrud!"

„Bill! Du könntest wirklich verzeihen — vergessen?" Wie ein Jubelschrei rang sich's von ihren Lippen — sie streckte die Arme aus — sank an seine Brust.

Er zog sie an sich, wollte sie festhalten, sie und ihre Schwäche bis in die Ewigkeit an seinem Herzen bergen. Aber mit einemmal fielen seine Arme bleischwer an seinen Seiten nieder, und ein schwüler, quälender Ekel glühte in seinen Augen — der Ekel, den er nicht mehr töten konnte.

„Es bleibt dabei," sagte er tonlos, „ich werde dich heiraten. Was weiter geschieht, das weiß ich selber noch nicht. Vielleicht werd' ich vergessen . . . wahrscheinlich werd' ich vergessen und mich . . . hineinfinden . . . hineinfinden!" — er wiederholte das Wort mit entsetzlicher Bitterkeit — „aber jetzt geh," drang er in sie — „geh!" — —

Sie ging, und wie sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, hörte sie etwas wie das Stürzen eines schweren Körpers. Unwillkürlich blieb sie stehen und horchte. Er hatte sich auf den Boden geworfen und schlug röchelnd die Stirn gegen die Diele.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Wenn sie klüger und niedriger denkend gewesen wäre, so hätte sie sich nach dieser Unterredung einigermaßen beruhigt niedergelegt und sich gesagt: da Bill überhaupt noch daran denkt, mich zu heiraten, ist alles gewonnen.

Aber klug war sie nie gewesen und niedrig denkend trotz ihrer großen Schwäche auch nicht. Das Opfer, welches er ihr bringen wollte, von ihm anzunehmen, widerstrebte ihr, und der Gedanke, neben ihm hinzuleben mit der Angst, er könne sie noch einmal so ansehen mit diesem starren Abscheu in den Augen, von ihr wegschaudern mit diesen zitternden Händen, flößte ihr geradezu Entsetzen ein. Freilich sagte sie sich, es wird anders werden mit der Zeit — sein Entsetzen, sein Ekel wird sich abmüden, und . . . dann wird er sich hineinfinden — wie er selber sagt. Aber vor dem Gedanken graute ihr — am allermeisten graute ihr davor. Sie begriff den entsetzlichen Ausdruck, den sein Gesicht angenommen, als er das Wort ausgesprochen hatte: „sich hineinfinden!" Das bedeutete, daß er es lernen werde,

sich in eine niedrigere Lebensauffassung zu fügen, sich mit einer beschmutzten Liebe zu begnügen.

Was früher eine himmelanstrebende Begeisterung gewesen war, das würde jetzt höchstens noch ein erschlaffender Rausch für ihn sein — die Liebe, ihrer heiligen Verklärung beraubt, würde nichts mehr sein, als der tierische Naturdrang, der, seiner Niedrigkeit vollbewußt, aber von der Leidenschaft hingerissen, an einer getrübten Quelle Befriedigung sucht.

Ach, wenn er sie nur noch einmal in die Arme schließen würde mit der alten innigen, heiligen Zärtlichkeit. — Aber damit war's vorbei — für immer vorbei!

Sie war kein Kind mehr — das Leben hatte alle seine Geheimnisse vor ihr enthüllt. Sie wußte, was ihr an seiner Seite bevorstand. Sie wußte, daß von nun an seine Küsse immer zu kalt sein würden . . . oder . . . zu heiß! — —

„Ich muß fort!“ sagte sie sich — „aber wohin? — Nach Paris — zu meiner Kunst zurück!“

Ihr graute jetzt vor der Kunst — sie fürchtete sich vor der großen Chimäre. Es war die große Chimäre, die sie ins Unglück gebracht hatte.

Also wohin? — Nur irgend wohin, wo sie ausruhen konnte — wo sie geborgen wäre! — Es war alles so wirr um sie herum, sie fand sich nicht mehr zurecht! Sie dachte an Luise Moreau. — Wenn die noch gelebt, so hätte sie doch noch einen Halt gefunden im Leben, aber Luise war tot. Immerhin — fort mußte sie in jedem Fall. — So fing sie denn an, ein paar notwendige Gegenstände in ihre Reisetasche zu stopfen. Sie fiel um vor Müdigkeit, und zugleich brannten ihr die Augen aus dem Kopf wach und trocken, und bald da, bald dort tauchte ein beunruhigender Gedanke in ihr auf, vergeblich lockend — nutzlos drohend.

Ach, vergessen, schlafen — schlafen — nur noch einmal schlafen — das Brennen in ihren Augen los werden — das Feuer in ihren Gliedern. Sie riß das Fenster auf, um Luft hereinzulassen. Draußen sauste der Sturm, die Bäume wanden sich hin und her — es war, als schrie die ganze, vom Herbstfieber geschüttelte Natur nach Schlaf.

Während sie zwischen ihren Sachen herumkramte, fand sie das Schächtelchen Sulphonal, das sie in den vorher-

gehenden Tagen vergeblich gesucht. Sie nahm eine dreifache Dosis — dann, ohne sich auch nur der Kleider zu entledigen, streckte sie sich auf ihrem Bette aus.

Der Schlaf kam lange nicht, und als endlich die ersten Schleier auf ihr wundes Bewußtsein niederschwebten, fühlte sie's zugleich schwül und schwer an sich heranschleichen . . . eine Erinnerung, die durch den Traum zu heißem Leben geweckt wurde, mit Einzelheiten, an die sie im wachen Zustande längst nicht mehr gedacht hatte, und die jetzt mit grausamer Deutlichkeit aus ihrer Seele auftauchten — das Furchtbare, das, was sie am allermeisten zu vergessen strebte — jene schreckliche Nacht! Und der Traum ersparte ihr nichts.

Dumpf schreiend rang sie sich wach, richtete sich empor. Auf dieser Erde gab's kein Mittel, das stark genug war, um ihr den Schlaf zu erzwingen, nach dem sie sich sehnte — den Schlaf, der die Vergessenheit in sich barg.

Eine eisige Kälte erfüllte ihr Zimmer. Die erste weißliche Unruhe der Morgendämmerung mischte sich in das Dunkel der Nacht. Die Kälte um sie wurde stärker. Da merkte sie, daß sie das Fenster offen gelassen hatte. Sie blickte hinaus. Kein Blatt regte sich mehr, kein Zweig krachte, ringsherum war alles weiß — der Schnee fiel weich, lautlos, dicht.

Eine seltsame Beruhigung überkam sie. Sie griff sich an die Stirn — ja . . . und schnell, damit sie den Mut nicht verlöre — schnell — schnell! . . .

Sie schlich die Treppe hinab — durch eine der hinteren Thüren schlüpfte sie hinaus. Die Kälte strich ihr über das Gesicht wie ein bewillkommender Freundschaftsgruß. Sie setzte die Füße ruhig in den weichen Schnee, in das feierliche Leichentuch, das der Himmel barmherzig über das häßliche Sterben der Erde breitete. Ihre kleinen Füße ließen schmutzige Spuren zurück in dem dünnen Oktoberschnee. Eine Art Widerwillen überkam sie, als sie das bemerkte.

Aber der Schnee fiel dicht, er verwischte die Spur — hinter ihr war von neuem alles rein, und vor ihr schimmerten goldig die ersten verklärenden Strahlen der Morgenröte.

Durch ihre müde Seele klang's von fern, fern wie

der Gesang, der sie bei ihrer Wiederkehr in die Heimat begrüßt, und durch die frostknisternden Blätter hörte sie's leise, kaum vernehmlich:

Bist du bleich, so bist du rein,
Bleich muß alles Ende sein.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Fast bis in den Morgen hinein war Bill rastlos in seinem Zimmer auf und ab gegangen. Endlich hatte er sich in den Kleidern auf sein Bett geworfen und war von dem schweren, bleiernen Schlaf übermannt worden, der auf große Gemütserschütterungen folgt.

Gegen neun Uhr weckte ihn ein lautes Pochen an seiner Thür. Er fuhr auf mit einer dumpfen Unglücksempfindung im ganzen Leib, aber ohne ein deutliches Bewußtsein seines Elends.

„Was gibt's?" rief er.

Es war Lydias Stimme, die ihm antwortete: „Wir wissen nicht ... wir fürchten ... wir ... wir ... können Gertrud nicht finden," erwiderte sie ihm — „sie ist fort!"

„Gertrud ... fort!" Er war indessen hinausgeeilt auf den Korridor — Lydia stand vor ihm totenbleich. „Sie war doch gestern sehr matt ..." stotterte sie, „und ich ... ich weiß nicht, was mir dazwischen kam, aber ich ..." (von ihm wegblickend) — „ich unterließ es, vor dem Schlafengehen nach ihr zu sehen. Da hielt ich mich heute früh bei ihr auf ... und als keine Antwort auf mein Klopfen kam, drückte ich schließlich die Klinke nieder. Das Zimmer war leer, auf dem Tische stand ihre halb vollgepackte Reisetasche."

Eine unruhige Angst, die fast sofort zur verzweifelten Gewißheit erstarrte, ergriff Bill.

„Es ist Schnee gefallen in der Nacht, man wird ihre Fußspuren verfolgen können," sagte er rasch. Er eilte hinaus. Etwa handhoch, blendend weiß lag der weiche Schnee am Boden, vor der Thür des Gartensalons sah

man kleine, halb von neuem Schnee verwischte Vertiefungen, die Fußspuren gewesen sein mußten.

Diesen Fußspuren folgte Bill — er wußte, wohin sie ihn führen würden ...

Unter der Linde — dort, wo sie ihm den ersten Kuß gegeben hatte, hörten sie auf.

Aber in der weißen Fläche der mit dünnem, verschneitem Eis bedeckten Nidder war ein schwarzer Fleck ...

Siebzigstes Kapitel.

Sie fanden sie dort. — Sie schlief fest ... sie war eingegangen in die Heimat der Heimatlosen.

Ihr letzter Wunsch wurde erfüllt. Er nahm sie noch einmal in seinen Arm mit der alten, innigen Zärtlichkeit — mit der alten, großen, heiligen Liebe.

Er trug sie in ihr Zimmer und legte sie auf ihr Bett — dann wiesen sie ihn hinaus. Man rüttelte an der Leiche mit Belebungsversuchen. Bill horchte an der Thür — er hatte keine Hoffnung, er wartete nur, bis sie fertig sein würden, damit er wieder hinein könne zu ihr.

Endlich traten sie heraus — Anna Marie, die Haushälterin und Lydia. Lydia war's, die ganz verweint an ihn herankam und sagte: „Es ist umsonst!"

Er gab ihr keine Antwort; sie beiseite schiebend, schritt er über die Schwelle in das Zimmer und kniete nieder neben seiner toten Braut, die, auf ihrem Bette hingestreckt, ausruhte. Das nasse Haar lag auf dem Kissen, dunkel und schwer um das blasse, schmale Gesicht, dem ein Ausdruck entsetzlichen Schmerzes anhaftete.

Erst jetzt faßte er es ganz, wie rasend sie gelitten hatte. Eine wahnsinnige Reue überkam ihn — ihre Sünde war weit — nur ihr grenzenloses Leiden und ihre innige Liebe standen ihm vor der Seele. Er küßte ihre kalten Händchen wieder, immer wieder, warf sich vor, daß er sie durch seine Härte in den Tod getrieben. Ach, wenn sie noch einmal die lieben Augen aufschlagen und die Arme um seinen Hals schlingen wollte!

Er würde alles vergessen — alles! . . . Mitten in seinem Schmerz trat der Schweiß auf seine Stirn! . . . Alles? . . . Eine nörgelnde Unruhe wachte in ihm auf — selbst jetzt, neben der Leiche.

Einundsiebzigstes Kapitel.

Lydia saß in ihrem Zimmer, bleich und starr vor Schrecken — vor Schmerz. Während er weinte, dachte sie nach. Mitten aus ihrer lebenslangen, ausgesucht reinen Lebensanschauung heraus bäumte sich etwas in ihr gegen die gräßliche Ungerechtigkeit unsrer allgemeinen Denk- und Gefühlsgewohnheiten. Sie kam dazu, sich zu fragen, ob es nicht wirklich — wie's so vielfach behauptet wurde — eine ungerechtfertigte Grausamkeit unsrer verkünstelten sozialen Anschauungen sei, ein Weib wegen etwas unbarmherzig zu verurteilen, was bei einem Mann nicht viel mehr Belang hat, als jeder andre Rausch, so daß eine vernünftige Frau einfach mit verächtlich geschlossenen Augen daran vorbeieilt, weil sie zu hoch darüber steht, um auch nur nach derlei zu fragen.

„Zu hoch darüber steht!“ . . . In Gedanken wiederholte sie die Worte.

Woher kam dieses „Hochdarüberstehen“?

Die Stellung, durch welche die Gesellschaft die Frau auszeichnet, stammt aus derselben Quelle, wie die Strenge, mit welcher die Gesellschaft sie beurteilt.

Und Lydia wurde sich mit einemmal klar über Dinge, die ihr bis dahin sehr dunkel gewesen waren. Sie wunderte sich, warum sie sich noch nie früher klar darüber geworden war. Sie sagte sich, daß die Stellung der Frau in der Familie, wie sie, durch die alten Römer angebahnt, durch das Christentum vervollkommt, sich nach und nach entwickelt hat, den größten Sieg bedeutet, welcher von der Zivilisation über die rohe Natur errungen worden ist. — Die Natur hat die Frau zum Leiden verdammt — die Zivilisation hat ihre Leiden zu einem geheiligten Martyrium verklärt — sie hat der Frau ein Diadem in die

Dornenkrone hineingesetzt. Die Frau ist die Priesterin im Tempel der Familie; um sie herum ist ein geweihter Zauberkreis, an den sich die Begierde des brutalsten Mannes nicht heranwagt.

Daß eine solche Stellung Pflichten auferlegt und Opfer erheischt, ist selbstverständlich, aber nur durch ernste Pflichterfüllung und willig dargebrachte Opfer kann diese hohe Stellung aufrecht erhalten werden — die Stellung der Frau — der Glaube an die Frau, die Ehrfurcht vor der Frau, auf die sich das Beste in unsern ethischen Errungenschaften stützt.

Es ist etwas Mystisches in dem Nimbus, der die Frau umgibt. Sie ist der verkörperte Beweis des angeborenen und entwicklungsfähigen Idealismus der menschlichen Natur — eine Art Allerheiligstes der Zivilisation, wie Carlyle sich ausdrückt: „Woman is a symbol of higher things!“

Ende.

Werke Ossip Schubins.

Bei Heinrich Minden in Dresden und Leipzig:

Ehre. 1 Band. 8. Auflage.
Finis Poloniae. 1 Band. 3. Auflage.
Thorschlußpanik. 1 Band. 4. Auflage.
Unheimliche Geschichten. 1 Band. 2. Auflage.
Con fiocchi. 1 Band. 3. Auflage.

Bei Hermann Costenoble in Jena:

Bravo rechts. 1 Band. 2. Auflage.
Erinnerungen eines alten Oesterreichers. 1 Band.

Bei Gebrüder Paetel in Berlin:

Unter uns. 1 Band. 4. Auflage.
Gloria victis. 1 Band. 3. Auflage.
Boris Lensky. 3. Auflage.
Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. 3. Auflage.
Dolorata. 2. Auflage.
Mal' occhio. 2. Auflage.
Geschichte eines Genies. 2. Auflage.
Etiquette. 3. Auflage.

Bei G. Westermann in Braunschweig:

Asbeïn. 3. Auflage.

Bludicka.

Heil dir im Siegerkranz. 2. Auflage.

Gräfin Ericas Lehr- und Wanderjahre. 3. Auflage.

Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt. 2. Auflage.

Bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart:

Erlachhof. 4. Auflage.

O du mein Oesterreich. 3. Auflage.

Gebrochene Flügel. 3. Auflage.

Ein müdes Herz. 3. Auflage.

Maximum. 2. Auflage.

Wenn's nur schon Winter wär'!

Bei J. Engelhorn in Stuttgart (Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek):

Schatten.

Die Heimkehr.

Neunter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Silon, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkeley, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairet, In guter Hut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band

1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Möwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick=May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lou.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillos Hut.
23. Schultz, Jean von Kerdren.
24. Villinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Bock, Simson und Delila.
11. Jókai, Die gelbe Rose.
12. Gréville, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. de Amicis, Eine Schultragödie.
16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Susi.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte.
23. v. Heigel, Der Sänger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band

1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3. Ottolengui, D. Kameenknopf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Revanche!
11. Serrao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Busse, Jugendstürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Horst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Jota, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Villa Falconieri. Von **R. Voß.** 2 Bde.
Mit wahrhaft berauschender Glut der Schilderung zaubert uns der berühmte Dichter in seinem prächtigen Roman den Frühling der Campagna di Roma und des Albanergebirgs mit seiner märchenhaften Blumenfülle vor Augen, und mächtig ergreift uns das Schicksal der Menschen voll echter Leidenschaft, die er in dieser großartigen, stil- und stimmungsvollen Umgebung lieben und leiden läßt.

Die Tochter des Abgeordneten. Von **Georges Ohnet.**
In diesem glänzend geschriebenen Roman bietet Ohnets vielseitiges und fruchtbares Talent eine seiner reifsten Früchte. Die große Schar der Freunde und Verehrer des gefeierten Erzählers wird dieses Buch namentlich auch darum noch vermehren, weil es sich auch zur Lektüre für junge Mädchen eignet.

Die Siegerin. Von **Hans Hopfen.**
Einem neuen Buche von Hans Hopfen können wir keine bessere Empfehlung mit auf den Weg geben als die, daß es ein „echter Hopfen" ist.

Eine dritte Person. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Abglanz der Sonne Indiens, dem Schauplatze der meisten Crokerschen Romane, durchwärmt und verklärt gleichsam die Geschichten dieser mit Recht so beliebten Erzählerin und verleiht ihnen einen romantischen Schimmer, der den Leser unwiderstehlich gefangen nimmt.

Fledderwischs Heirat. Von **Gyp.** Aus dem Französischen.
Die Heldin dieser Geschichte, der „Fledderwisch", ist ein entzückendes Geschöpfchen, dessen köstliche Naivetät und neckischer Humor wahrhaft herzerquickend wirken.

Eine internationale Ehe. Von **Madame Bigot.** Aus dem Englischen.
Ein glücklich gewählter Stoff, ein interessantes, gut beobachtetes Milieu und eine reich bewegte Handlung vereinigen sich in diesem flott geschriebenen Roman zu einem wohlgelungenen, wirkungsvollen Ganzen.

Sich selber treu. Von **M. Gerbrandt.** 2 Bände.
Warmherzige Menschen von reich entwickeltem Gefühlsleben treten uns in diesem hochgestimmten Roman entgegen, in dem sich die begabte Verfasserin als eine Seelenkennerin von feiner poetischer Empfindung und abgeklärter Kunstanschauung erweist.

Islandfischer. Von **Pierre Loti.** Aus dem Französischen.
Mit der Einreihung von Lotis berühmtem Roman, diesem Hohenlied der See und der Liebe, in unsre Sammlung erfüllen wir einen Wunsch vieler unsrer Leser.

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. Von **Helene Böhlau.**
Wahre Kabinettstücke stimmungsvoller Kleinmalerei und gemütvollen, schalkhaften Humors sind auch diese neuen Böhlauschen Ratsmädelgeschichten, in denen wir einen Hauch aus Weimars großer Zeit verspüren.

Die weißen Felsen. Von **Edouard Rod.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein vortreffliches Buch von ernstem Grundton, reich an Gedanken und fein beobachteten Zügen, dabei von hoher künstlerischer Wahrheit.

Der Herr Stationschef. Von **Karl von Heigel.**
Eine der besten Arbeiten Heigels. Das Drama, das sich zwischen vier Wänden abspielt, kommt in tausend Familien vor, ist aber darum nicht minder erschütternd und beherzigenswert. Die überraschende und doch einzig richtige Lösung ist in ihrer Knappheit und Wucht von größter Wirkung.

Ein Reiseabenteuer. Von **Charles de Berkeley.** Aus dem Französischen.
De Berkeley ist eine ganz für sich stehende litterarische Erscheinung, ohne jede Anlehnung an eine bestimmte Richtung. Daß er aber fesselnd und originell zu erzählen weiß, dafür liefert die vorliegende spannende Geschichte mit ihrem geheimnisvollen Reiz den vollgültigen Beweis.

Die Hexe von Harlem. Von **Col. Richard Henry Savage.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Das starke und urwüchsige Talent des Verfassers von „Meine offizielle Frau", der es wie wenige versteht, den Leser in atemloser Spannung zu erhalten, bekundet sich auch in der „Hexe von Harlem", einem Roman von überaus bewegter und dramatischer Handlung.

Königstigerin. Von **G. Verga.** Aus dem Italienischen.
Nicht mit dem Maßstab kühler nordischer Gefühlsnüchternheit will diese Dichtung des berühmten Veristen gemessen sein. Lodert auch südliches Feuer in seiner Schilderung einer dämonischen, verzehrenden Leidenschaft, so weiß doch italienische Grazie überall die ästhetische Grenzlinie zu respektieren.

Selbstbestimmung. Von **H. H. Boyesen.** Aus dem Englischen.
Hat auch der kürzlich verstorbene Norweger in der Sprache seiner amerikanischen Adoptivheimat geschrieben, so hat er sich doch seine skandinavische Eigenart bewahrt. Allem Sensationellen abhold, legt er den ganzen Nachdruck auf die Herausarbeitung der Charaktere, die ihm denn auch meisterlich gelingt.

Frost im Frühling. Von **Georg Mengs.** 2 Bände.
Warmfühlende Menschen, geistige Naturen sind es, die wir in diesem Roman, einem Künstlerroman, kennen lernen, der den Leser neben einer packenden Handlung durch psychologische Vertiefung und große Frische der Darstellung interessiert und fesselt.